

**Beatrice Schlag: Warum ich von Emma Stone nie genug bekomme**

Nummer 9 – 29. Februar 2024 – 92. Jahrgang  
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 7.40

# DIE WELTWOCHEN



## Das starke Geschlecht

Ohne Männer versinkt die Welt in Chaos und Anarchie.

*Prof. Walter Hollstein*

## Danke, Fabian Molina

SP-Linksausleger bremst Schweizer Nato-Lobby. *Rafael Lutz*

## Frankreich, ein Nachruf

Philosoph Michel Onfray betrauert seine kaputte Heimat.

*Sarah Pines*

**Unsere Lust schmilzt nie**  
Bekanntnisse  
eines Ski-Egoisten



# Ein Jurist erschüttert die Hörgeräte-Branche

## Wie ein mutiges Geschäftsmodell die Spielregeln verändert



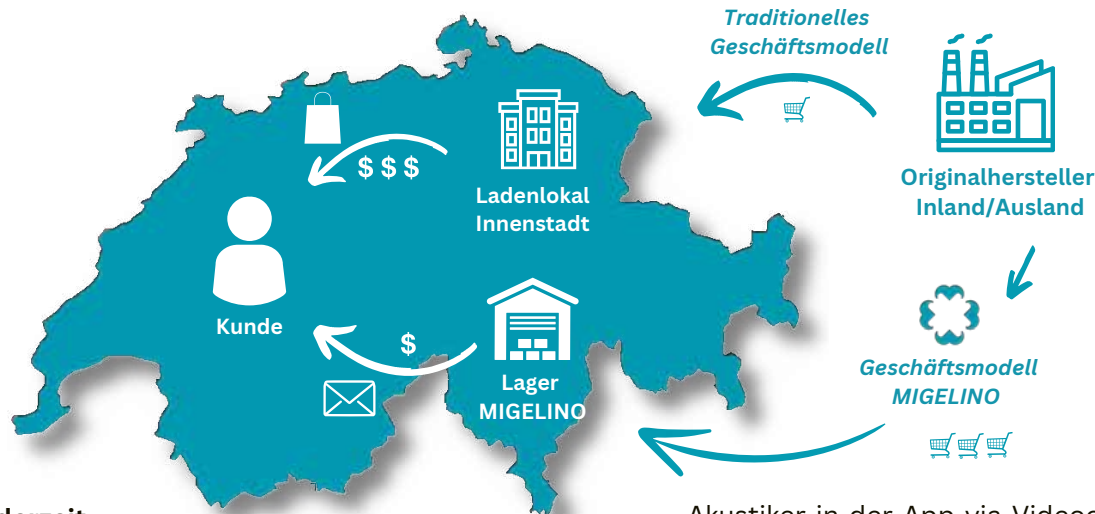
Interview mit Manuel Jungen  
Gründer und CEO von Migelino

**Manuel, Migelino erregt derzeit mächtig Aufsehen. Ihr verkauft Markenhörgeräte deutlich günstiger als die Konkurrenz, weshalb euch mit rechtlichen Schritten gedroht wurde. Wie kam es dazu?**

Jedes innovative Geschäftskonzept stösst auf Widerstand – das gehört dazu. Spannend an unserem Fall ist, dass die etablierten Anbieter in ihrem Erfolg gefangen sind. Theoretisch könnten auch sie qualitativ hochwertige Hörgeräte inkl. Fernanpassungen zu günstigen Preisen anbieten. Faktisch aber müssen sie die hohen Ladenmieten an teuren Lagen in der Innenstadt finanzieren. Ein Einstieg ins Online Geschäft würde deshalb ihre bestehenden Geschäfte kannibalisieren. Dazu sind sie nicht bereit. Einzelne Hersteller haben deshalb versucht, ihren Zwischenhändlern die Zusammenarbeit mit uns zu untersagen oder uns mit rechtlichen Schritten gedroht – jedoch erfolglos.

**In der Sendung vom 4. April 2023 hat Kassensturz über Migelino berichtet. Auch die WEKO wurde involviert. Hat dies den Markt nachhaltig erschüttert?**

Den Hörgeräteketten ist bewusst, dass sich die zu hohen Preise nicht ewig durchsetzen lassen. Der Markteintritt von Migelino und die Berichterstattung des Kassensturz waren deutliche Warnsignale, dass ein neuer Wind weht. Die etablierten Anbieter werden aber so lange wie möglich an ihren Geschäftsmodellen mit hohen Preisen



festhalten. Unsere Aufgabe ist es daher, potenziellen Hörgeräte-Trägern die gute Nachricht zu überbringen, dass auch die besten Markenhörgeräte bereits für CHF 3000-4000 pro Paar erhältlich sind. Möglich machen dies hohe Volumen und kleinere Margen.

### Wie funktioniert ein Kauf bei Migelino?

Der Prozess ist kinderleicht. Die einzige Voraussetzung ist ein Smartphone oder Tablet. Im Normalfall besucht der Kunde als erstes einen HNO-Arzt. Die Bestätigung des Hörverlusts durch einen Arzt ist die Voraussetzung für Beiträge der AHV/IV an Hörgeräte. Danach nimmt der Kunde Kontakt mit Migelino auf. Gemeinsam mit unseren Akustikern wird dann das passende Hörgerät für den vorliegenden Hörverlust und den individuellen Wünsche gemäss gefunden. Danach werden die Hörgeräte aufgrund des Hörtests vorprogrammiert und dem Kunden per Post zugesendet. Der Kunde sammelt erste Erfahrungen mit den Geräten und vereinbart dann eine Anpassungssitzung. Während dieser kann unser

Akustiker in der App via Videochat den Kunden beraten und die Hörgeräte gemäss den individuellen Wünschen einstellen. Anpassungen sind während 6 Jahren kostenlos im Preis inbegriffen.

### Wie sieht die Zukunft von Migelino aus?

Unser Angebot stösst auf enormen Zuspruch, teilweise werden wir regelrecht von Anfragen überrannt. Die anfängliche Skepsis einiger Kunden kann-

**Angebot für  
Weltwoche-Leser**  
Beim Kauf von zwei Hörgeräten  
erhalten Sie kostenlos einen  
TV-Adapter im Wert von 229.-

ten wir durch unseren Auftritt im Kassensturz und vor allem auch durch die mittlerweile fast 300 äusserst positiven Kundenbewertungen beschwichtigen. Seit einiger Zeit sind wir ausserdem in Italien unterwegs und aktuell steht gerade die Expansion in die USA an. Es bleibt also spannend.

**Kontaktieren Sie uns für ein  
unverbindliches Beratungsgespräch**

044 593 81 05  
info@migelino.ch  
migelino.ch



In der Sendung vom 4. April 2023 hat Kassensturz darüber berichtet, wie Migelino mit einem neuen Geschäftskonzept die Hörgeräte-Branche aufrüttelt.

## Zwölf CIA-Bunker in der Ukraine

Die *New York Times* enthüllte in einer ihrer jüngsten Ausgaben, der amerikanische Geheimdienst CIA betreibt seit rund zehn Jahren insgesamt zwölf geheime Kommandobunker in der Ukraine, unweit der russischen Grenze. Ziel sei es gewesen, von Anfang an, Kriegshandlungen auf russisches Territorium anzustrengen, Drohnen- und Raketenangriffe.

Ausserdem seien in diesen geheimen Installationen ukrainische Spezialkommandos trainiert worden. Das Blatt zitiert einen ukrainischen Geheimdienstmann, der beteuert, ohne diese Unterstützung sei es der Ukraine gar nicht möglich gewesen, das nach einem Staatsstreich installierte prowestliche Regime in Kiew an der Macht zu halten. Die CIA-Bunker würden auch im aktuellen Kriegsgeschehen eine bedeutende Rolle spielen.

Besonders pikant ist die Enthüllung, dass der damalige ukrainische Geheimdienstchef Walentyn Nalywaitschenko bereits am 24. Februar 2014, unmittelbar nach dem Putsch in Kiew, in sein Büro ging, um dort als Erstes mit der CIA zu telefonieren. Die CIA war also nachweislich viel tiefer in den Staatsstreich der ukrainischen Nationalisten verwickelt, als die USA heute zugeben.

Offenbar lief der «geheime Spionagekrieg» (*New York Times*) ohne das Wissen des amerikanischen Präsidenten Donald Trump. Von der Ukraine-Fraktion der US-Aussenpolitik sei Trump stets als Bedrohung und Unsicherheitsfaktor empfunden worden, berichtet die Zeitung. Die «Drecksarbeit» sei von den «Russland-Falken» innerhalb der US-Administration gewissermassen in Eigenregie erledigt worden.

Der *New York Times*-Artikel widerlegt die bei uns dominierenden Stimmen, der Ukraine-Krieg sei sozusagen der alleinige Ausfluss einer angeblich imperialistischen Politik des Kreml unter einem paranoiden Erzverbrecher, der aus der Corona-Zeit einen Dachschaden davongetragen habe. Westliche Medien und Politiker verbieten sich dazu jeden Widerspruch. Wer Zweifel anmeldet, wird als «Putin-Versteher» diffamiert.

Das US-Traditionsblatt gibt nun Putin recht. Offenbar war es keine Paranoia, als der russische Präsident vor dem Einmarsch klagte, die USA würden die Ukraine zu einem Aussenposten gegen Russland rüsten. Der Kremlchef dachte laut *New York Times* schon Ende 2021 über eine Invasion nach, als ihm seine Nachrichtendienste sagten, die CIA und der britische MI6 seien in der Ukraine militärisch massiv engagiert.

Interessant ist, dass unsere Medien den sensationell anmutenden Enthüllungen der *New York Times* keinerlei Beachtung schenken. Die Ausblendung illustriert den beunruhigenden Grad der propagandistischen Durchtränktheit unserer Öffentlichkeit. Anstatt die offiziellen Erzählungen zu hinterfragen, erweisen sich die Medien als eigentliche Verlautbarungsorgane der Obrigkeit.

In der Schweiz tragen sie damit die Hauptverantwortung für die gefährliche Einseitigkeit der Diskussionen. Die Journalisten haben durch ihre kritiklose Übernahme der antirussischen Propaganda eine Stimmung erzeugt, in der die Preisgabe der schweizerischen Neutralität überhaupt erst möglich wurde. Kritiker und Skeptiker sahen sich wie schon während der Corona-Zeit zu Unmenschen deklariert.

Wir beobachten den Triumph der Gesinnung und des Wunschdenkens über die Wirklichkeit mit Journalisten, die zu Erfüllungsgehilfen und Vollstreckern von Regierungspropaganda werden. Selbst der Rechtsstaat kommt zusehends unter die Räder. Gegenüber Russland sind eherne westliche Grundsätze wie die Unschuldsvermutung längst ausser Kraft, Moralgerichte ohne jede Prozessordnung.

So erlagen alle Zeitungshäuser, allen voran die öffentlich-rechtlichen Medien, auch distanzlos der Behauptung, hinter dem Tod des russi-

schen Aktivisten Alexei Nawalny könne nur der «Mörder» Putin stecken. Inzwischen hat sogar der ukrainische Geheimdienstchef Budanow, zum eigenen Bedauern, wie er sagte, eingeräumt, Nawalny sei eines natürlichen Todes gestorben, wie russische Stellen gemeldet hatten.

Mag ja sein, dass auch dies nicht stimmt oder nur einen Teil der Wahrheit beleuchtet, aber allein die Tatsache, dass solche Nachrichten in unseren Medien gar nicht stattfinden, belegt den Verdacht der Parteinahme auf Kosten der Berichterstattung. Entsprechend spielen unsere Journalisten auch die gemäss amerikanischen Medien «katastrophale Niederlage» Selenskyjs am Stützpunkt Awdijiwka herunter. Was nicht ins Bild passt, fällt raus.

Erst allmählich sickert deshalb eine andere wichtige Nachricht durch. Das Genfer Portal Gipri dokumentiert einen russischen Vertragsentwurf vom 17. Dezember 2021. Darin erklärt sich Russland bereit, auf Kriegshandlungen gegen die Ukraine zu verzichten, wenn die Amerikaner die Nato nicht mehr weiter nach Osten ausdehnen und ausserhalb der Nato-Staaten keine Basen errichten in früheren Sowjetrepubliken.

Putin und Lawrow fordern Washington zudem auf, jenseits der US-Grenzen keine Atomraketen aufzustellen. Russland würde sich dazu ebenfalls verpflichten. Egal, wie man die Vorschläge beurteilt: Sie widersprechen der Behauptung, Putin habe in der Ukraine einen «unprovokierten Angriffskrieg» gestartet. Was, wenn nicht eine Provokation sind US-Bunker an der russischen Grenze?

Bleiben wir also skeptisch, bleiben wir misstrauisch, bleiben wir offen für die andere Sicht. Die Welt ist kein Hollywoodfilm, die Wirklichkeit nie schwarz oder weiss, sondern grau meliert, widersprüchlich, oft anders, als wir uns einbilden. Niemand hat die Wahrheit, keiner kann sie besitzen, aber man kann versuchen, sich ihr anzunähern durch Hinterfragung, Widerspruch, Rede und Gegenrede.

Sehr beeindruckt hat mich das neue Buch des grossen deutschen Filmemachers Werner Herzog, «Die Zukunft der Wahrheit». Herzog plädiert darin für die Kritik, das Misstrauen. Er erinnert an die grosse menschliche «Bereitschaft zur Akzeptanz der Lüge, zum Selbstbetrug.» Und er fordert, dem wichtigsten Grundsatz unseres Rechtsstaats wieder dringend mehr Beachtung zu gewähren: im Zweifel für den Angeklagten. R. K.

DER PRAGMATICUS  
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.  
JEDEN 1. SONNTAG IM MONAT  
STREAMEN BEI SERVUSTV ON

## Prof. Walter Hollstein schreibt eine Hommage an die Männer, Cédric Wermuth macht Familienferien auf den Philippinen, Sarah Pines trifft Michel Onfray zum grossen Gespräch, Tom Kummer fährt Ski, Francis Pike begutachtet Diamanten

Das Weibliche ist heute mehr wert als das Männliche. Dementsprechend befürchten junge Männer, bald überflüssig zu werden. Das provoziert Folgen, die sich für das Gemeinwesen als überaus schädlich erweisen. Verunsicherte Männer wagen sich immer später in die Welt hinaus; die Hälfte der 25-Jährigen wohnt noch im «Hotel Mama». Verunsicherte Männer sind zögerlich, sich auf eine feste Beziehung einzulassen. Dementsprechend sinkt die Geburtenrate. Arbeitgeber klagen über ihre männlichen Auszubildenden – auch das Lehrpersonal: Der Problemschüler ist heute männlich. Die historische Fehlleistung der bisherigen Gleichstellungspolitik besteht darin, dass sie Männer grundsätzlich nur als Sündenböcke erkennt. Das sei ein Skandal, schreibt Soziologie-Professor Walter Hollstein. **Seite 12**

Die Politik meldet sich aus den Sportferien zurück. Seit Anfang Woche läuft in Bern die Frühlingssession. Unser Bundeshauskorrespondent Marcel Odermatt hat sich in der Wandelhalle umgehört und erstaunliche Anekdoten aufgeschnappt. SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer verbrachte sonnige Tage in der Jetset-Destination St. Moritz. Ihr Kollege Cédric Wermuth zog es mitsamt Familie nach Vietnam und auf die Philippinen. Von Flugscham keine Spur. Wermuth wirkt nach seiner zweimonatigen Auszeit tief entspannt. **Seite 14**

Michel Onfray ist vielleicht der bekannteste und umstrittenste Philosoph Frankreichs. Vormalis



*Mitglied einer wissenden Subkultur:*  
Autor Kummer im Berner Oberland.

Unterstützer der Linken, gilt Onfray heute als einer ihrer heftigsten Kritiker. Er positioniert sich scharf gegen die Islamisierung des Westens, kritisiert die Politik der Europäischen Union und warnt vor dem unaufhaltsamen Niedergang des Westens. Emmanuel Macron erscheint ihm lächerlich. Geht man mit Onfray in Frankreich durch die Strassen, kommen die Menschen auf ihn zu, schütteln ihm die Hand und bedanken sich, dass es ihn gibt. Unsere Autorin Sarah sprach mit Onfray über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs, die Bauernproteste, die Verteidigungsfähigkeit Europas und den Krieg in Gaza. **Seite 22**

Aufgewachsen in einer Ära, als «Alles fährt Ski» noch Gültigkeit hatte, lebt unser Autor Tom Kummer im Winter fast nur fürs Skifahren. Jetzt neigt sich diese Epoche dem Ende zu, die Winter werden schneeärmer, die Kosten explodieren, der Skisport könnte zur Nischensportart mutieren. Also nichts wie ab in die Berge, ehe es zu spät ist! Schliesslich lebt unser Kummer nach dem Motto: Zeit ist wichtiger als Geld. Und ohne Saisonkarte geht gar nichts. Zehntausende von Skifans leisten sich mittlerweile die «Spassteuer im Schnee». Aber wie lange noch? Die Anfeindungen nehmen zu. Vielfahrer wie Kummer werden als Teil eines «reichen weissen Sports» gebrandmarkt, der nicht mehr zeitgemäss sei. Doch Kummer fühlt sich eher als Mitglied einer wissenden Subkultur. Denn beim Schweben auf Sesselliften setze eine «natürliche Nachdenklichkeit» ein. Die Lage sei ernst. Also packen wir es an! **Seite 28**

Diamanten symbolisierten ewige Liebe und materielle Sicherheit. Um deren magische Kraft wusste bereits der römische Historiker Plinius der Ältere. Er notierte vor rund 2000 Jahren: «Diamanten treiben die Fantasie der Menschen an und sind gleichbedeutend mit Macht.» Dieser Zauber hat sich lange gehalten. Doch seit einiger Zeit verlieren die Edelsteine an Strahlkraft. Laborprodukte liefern Originalen den Rang ab, schreibt Francis Pike, der sich selber in der Diamantenszene bewegte und die Geschichte des funkelnden Steins nachzeichnet. **Seite 36**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

SAGER | HALLE 2  
STAND E25/E22



Gi  
ar  
di  
na

LEBEN  
IM  
GARTEN

13.-17. MÄRZ  
MESSE  
ZÜRICH

24

*brunnen-skulpturen.ch*



Wir vermissen die Diamanten: Seite 36



Wir beherrschen viele Stile: Seite 28



Wir schaffen das: Seite 21

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Putsch der Offiziere
- 9 Peter Rothenbühler Liebe Marine Le Pen
- 10 Bern Bundeshaus  
Angriff auf unseren Wohlstand
- 11 Weisheit des Herzens
- 12 Männer sind einfach unersetzlich  
Hommage an das starke Geschlecht
- 15 Wandelhalle
- 16 Mörgeli  
Wissenschaftliche Klimawissenschaft
- 16 Recht oder Willkür  
Fragwürdige Russland-Sanktionen
- 17 Peter Bodenmann  
Gas- und Strompreise sind im Keller
- 18 Molina bremst Amherd aus  
Gemeinsam mit der SVP
- 19 Rüstung Die nächste Baustelle wartet
- 20 Brüssel kennt die Wahrheit  
Meinungspolizei der EU-Kommission
- 21 Frauen Kemi Badenoch
- 22 «Wir müssen die Unterwerfung unter  
das EU-Regime beenden»  
Interview mit Philosoph Michel Onfray
- 24 Frankreich Das Land ist pleite,  
die Stimmung revolutionär
- 26 Die Hamas-Mafia Zynisches Spiel  
mit dem Schicksal der Palästinenser
- 27 Kurt W. Zimmermann  
Alles wird gefördert, nur ich nicht
- 28 Unsere Lust schmilzt nie  
Bekanntnisse eines Ski-Egoisten
- 29 Nachruf Kevin Holdener
- 30 Trumps Weg zum Sieg  
Was seine Kritiker übersehen
- 31 Thilo Sarrazin «Kampf gegen rechts»

- 32 Jetzt hilft nur noch beten  
Die Schweizer Politik und der Krieg
- 33 Schweizerisch-russische Freundschaft  
Als Merz mit Medwedew nach Uri reiste
- 34 Wallis für Anfänger  
Kampf um die Kantonsverfassung
- 35 Anabel Schunke  
Schöne neue Schönheitskönigin
- 36 Diamanten waren für immer  
Verblasst ihre Strahlkraft?
- 38 Katharina Prelicz-Huber  
Invaliden-Lobbyistin unter Verdacht
- 39 «Moralisch schwer zu ertragen»  
Eine einfache Frage an Robert Habeck
- 40 Google cancelt Weisse  
Wie uns die Tech-Industrie belehren will
- 41 Dr.-Spiele Titel und Sehnsucht
- 42 Venezianischer Odysseus  
Auf den Spuren von Marco Polo
- 45 Annalena Baerbock  
High Heels und Heldenmut
- 46 Orbáns Meisterzug  
Neuer Staatspräsident Tamás Sulyok
- 47 Tamara Wernli  
Die Lüge, die Frauen heute erzählt wird
- 48 Was suchen die Chinesen am Obersee?  
«Innovationszentrum» Rapperswil-Jona
- 49 Inside Washington Genug gezahlt
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe  
Cornelio Sommaruga, Kelvin Kiptum
- 52 Beat Gygi  
Flüchtige Frauenbekanntschaften

## MÜNCHEN: MYTHOS SCHWABING

- 53 Schwabing, ein deutsches Lebensgefühl  
Der Münchner Stadtteil als Spiegel  
von Kultur und Gesellschaft

## LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Von Marx auf die falsche Fährte gelotst  
Friedrich Lenger macht es sich zu einfach
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Markenzeichen Kühnheit  
Oscar-Favoritin Emma Stone
- 68 Fernsehen «Late Night Switzerland»
- 68 Film «The Zone of Interest»
- 69 Comedy Jon Stewart
- 70 Tanz Trajal Harrell
- 71 Klassik Richard Strauss
- 72 Jazz James Brandon Lewis Quartet
- 72 Unterwegs Alles Gold, was glänzt

## LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Quotenschwarz
- 78 Bei den Leuten Autosalon in Genf
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Das indiskrete Interview  
Dodo, Sänger

# Kulm. AROSA

★★★★★ CHARMING. SINCE 1882



Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa • Innere Poststrasse 269 • 7050 Arosa  
+41 (0)81 378 88 88 • info@arosakulm.ch • www.arosakulm.ch

# Putsch der Offiziere

In einer sicherheitspolitisch heiklen Phase steckt die Schweizerische Offiziersgesellschaft in der Krise. Unzufriedene Armeefreunde proben jetzt den Aufstand.

Christoph Mörgeli

Die «Allianz für eine starke SOG» versteht sich als eine Art Notgemeinschaft zur Rettung der angeschlagenen Schweizerischen Offiziersgesellschaft (SOG). Die 1833 gegründete Vereinigung umfasste einst die gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Elite des Landes und zählte im Kalten Krieg über 30 000 Mitglieder. Nach dem Zusammenbruch des Ostblocks geriet auch die Dachorganisation der kantonalen Offiziersgesellschaften sowie der Offiziersfachgesellschaften in eine Art Sinnkrise. Speziell in den letzten Jahren, so der Vorwurf, sei die SOG in Passivität versunken und habe wegen Führungsmängel die Themensetzung total verpasst. Dabei wäre angesichts der Rückkehr des Krieges und der steigenden Bereitschaft der Bevölkerung zur Wiederaufrüstung ein lautes, deutliches Sprachrohr der Offiziere der Schweizer Armee dringend nötig.



Wird der Alte der Neue? Generalstabsoberst Holenstein (l.), Oberst Knill.



## Enormer Handlungsbedarf

Die «Allianz» probt jetzt als Opposition von innen den Putsch und fordert eine «Neuausrichtung und Stärkung» durch einen «Wechsel an der Spitze». Seit zweieinhalb Jahren präsidiert der Thurgauer Oberst Dominik Knill die Schweizer Offiziere. Er möchte sich nochmals wiederwählen lassen, denn die Statuten sehen die Möglichkeit vor, das Präsidium nach der ordentlichen Amtszeit noch zweimal für je ein Jahr verlängern zu können. Die SOG unter seiner Leitung blicke auf «zahlreiche Erfolge» zurück: «Ich halte die Kritik an meiner Person für unausgewogen und mehrheitlich tendenziös.» Im Vergleich zu den fünf Jahren von Knills Vorgänger, Generalstabsoberst Stefan Holenstein, ist es um die SOG tatsächlich ruhig geworden. Dafür hat der unermüdete, weit besser vernetzte Holenstein einen zuvor etwas schlafenden Verein zu neuem Leben erweckt, den Verband Militärischer

Gesellschaften Schweiz (VMG) mit 34 Vereinen mit rund 100 000 Mitgliedern.

Die aufständischen Offiziere äussern sich beunruhigt über die Passivität der Offiziersgesellschaft angesichts einer sich massiv verschlechternden sicherheitspolitischen Lage in und um Europa. Gerade jetzt müsse erheblich Druck ausgeübt werden, damit mehr finanzielle Mittel gesprochen würden und die Armee substanziell gestärkt werde. Darum fordert die «Allianz für eine starke SOG» nicht weniger, als dass sich der aktuelle SOG-Präsident

Dominik Knill «nicht für die erste Wiederwahl aufstellt und von einer Kandidatur absieht». Es sei dringend nötig, dass sie SOG einen Kurswechsel vollziehe und Führungsstärke zeige: «Der Handlungsbedarf ist enorm.» Die Rede ist von «Orientierungslosigkeit» und «entzweie dem Gehabe».

Ende Januar entlud sich die Unzufrieden-

heit an der Präsidentenkonferenz der SOG in überaus kritischen Voten. Vor allem Oberstleutnant im Generalstab Erich Muff, Präsident der Panzeroffiziere, bemängelte die mangelnde Themenausrichtung. Unter Beschuss kam

## Die aufständischen Offiziere äussern sich beunruhigt über die Passivität der Offiziersgesellschaft.

auch die «viel zu hohe Entschädigung für die SOG-Führung», die 80 Prozent der Betriebskosten ausmache. Die SOG werde nicht mehr als wichtigste Stimme der Milizoffiziere, sondern nur noch als «Sprachrohr der Armee» wahrgenommen: «Ein sofortiger Wechsel an der Spitze der SOG ist dringend nötig.» Denn die Gesellschaft befinde sich gegenwärtig «in einer schwierigen, auch von aussen so wahr-

genommenen Krisenlage». Ein Zuwarten sei «verantwortungslos, weil sonst ein Auseinanderbrechen der SOG droht (Austritte!)». Der Frontalangriff fordert nicht weniger als die Wahl eines Interimspräsidenten, der sich anlässlich der Delegiertenversammlung vom 9. März in Lugano «per sofort und selbstlos» für ein Jahr in den Dienst der SOG stelle, um eine längerfristige Nachfolge aufzugleisen.

## «Ohne grosses Aufsehen»

Auch die Offiziersgesellschaft der Logistik (Solog) verlangt eine «Änderung der Marschrichtung» und sieht «in der derzeitigen SOG-Präsidentschaft Potenzial zur Fokussierung und Verbesserung». Ein Wechsel der Präsidentschaft könne ein «Erfolgsfaktor» sein, solle aber «idealerweise im Einvernehmen mit dem amtierenden Präsidenten» und «ohne grosses Aufsehen» erfolgen. Dem Vernehmen nach denken die putschenden Offiziere beim möglichen Interimspräsidenten an Oberst Stefan Holenstein, der als früherer erfolgreicher SOG-Präsident die Vereinigung bestens kenne, keine Einarbeitungszeit benötige und die notwendigen Weichen rasch stellen könne. Holenstein wollte auf Anfrage der *Weltwoche* allerdings keine Stellung nehmen.

Die Präsidentenwirren in der Offiziersgesellschaft sind begleitet von einer existenziellen Krise ihres obligatorischen Organs, der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift* (ASMZ). Armee-reformen mit schrumpfenden Beständen und der gesellschaftliche Niedergang des Offizierskorps haben die Abonnements einbrechen lassen. Der SOG-Vorstand möchte mit einer «moderaten Preiskorrektur» unter Beibehaltung des Pflichtabonnements für die Vereinsmitglieder reagieren und droht mit dem «leichtfertig herbeigeführten Ende» der ASMZ. Doch die Aargauer Offiziersgesellschaft unter Oberstleutnant Ulrich Price hat bereits Widerstand angekündigt. Sie will den automatischen Bezug der Zeitschrift aus den Statuten streichen lassen. Denn eine Abo-Erhöhung könnte zu neuerlichen Austritten führen und die arg gebeutelte SOG noch mehr schwächen.



# Liebe Marine Le Pen

Ich begrüße Sie jetzt schon als nächste Präsidentin von Frankreich. Nicht dass ich mich darauf freuen würde. Aber es fällt mir schwer, mich über Sie und Ihre Partei, das Rassemblement national (RN), zu ärgern. Wenn man sieht, was zurzeit abläuft, kann man nur feststellen, dass Sie von Ihren politischen Gegnern buchstäblich in den Élysée-Palast geschubst werden.

Das beginnt mit Emmanuel Macron, dem Präsidenten, der es in keiner Rede auslässt, Ihre Partei verbal auszugrenzen (und damit zu fördern), zuletzt bei der «Pantheonisierung» des Widerstandskämpfers Manouchian, als er erklärte, Ihr RN stehe ausserhalb des «republikanischen Bogens» (*arc républicain*), seine Vertreter seien deshalb bei der Feier nicht erwünscht. Obschon er damit seinem neuen Premierminister Gabriel Attal frontal widersprochen hat, der erklärt hatte, der republikanische Bogen sei das vom Volk gewählte Parlament, wo Ihre Partei stark vertreten ist.



*Anständiges Benehmen verschrieben:*  
Abgeordnete Le Pen.

Aber noch kontraproduktiver verhalten sich die linken Parteien. Leider hat Frankreich zurzeit die dümmsten, erfolglosesten und zerstrittensten Sozialisten ganz Europas, dafür die lautesten, die sich im Parlament vor allem durch lockere Kleidung, Lärm und Zwischenrufe profilieren, bei Wahlen kläglich versagen

und statt um die arbeitende Mittelklasse vor allem um die muslimischen Bürger der zweiten Einwanderergeneration buhlen. Sie aber haben Ihren Parlamentariern anständiges Benehmen verschrieben. Und der junge Präsident Ihrer Partei, Jordan Bardella, 28, brilliert in den Medien als hochintelligenter, bestinformierter, sympathischer Redner, der für die bevorstehenden Europawahlen mit 32 Prozent die höchsten Umfragewerte erreicht (8 Prozent für die Sozialisten).

Ich weiss nicht, was geschehen muss, damit Sie 2027 nicht Präsidentin werden und Jordan Bardella nicht Ihr Premierminister. Es soll dann einfach niemand sagen, er habe es nicht kommen sehen ...

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# Angriff auf unseren Wohlstand

Die rot-grüne «Klimafonds-Initiative» will sieben Milliarden Franken in eine klimafreundliche Energieversorgung stecken. Das Geld wäre in neue AKW umweltfreundlicher investiert.

**M**attea Meyer, Co-Präsidentin der SP, will Geschichte schreiben. «Unsere Eltern und Grosseltern haben die AHV erschaffen, die ETH gegründet und die Neat gebaut. Wir werden die Schweiz klimaneutral machen», kommentierte die Zürcherin die Einreichung der Klimafonds-Initiative, das Teamwork von SP und Grünen.

Dieses Volksbegehren soll die Energiewende beschleunigen, damit mehr Solarpanels verbaut, Gebäudesanierungen vorangetrieben, der öffentliche Verkehr ausgebaut und der Erhalt von Lebensräumen und der Artenvielfalt stärker gefördert werden. Dafür soll der Bund pro Jahr zwischen 3,5 und 7 Milliarden Franken bereitstellen. Denn die Klimawie auch die Biodiversitätskrise verschärften sich weltweit zusehends und bedrohten das Leben auf diesem Planeten, lamentiert der Grünen-Präsident Balthasar Glättli.



Linke Märchen: Mattea Meyer.

## Alles wird nur teurer

Wenn sich etwas verschärft hat, dann ist es vor allem der Ton in den rechtsbürgerlichen Reihen. Diese trommeln für eine eigene Initiative zur Errichtung neuer Atomkraftwerke und betrachten das rot-grüne Begehren als weiteren Angriff auf den Wohlstand. «Es ist Mode geworden, unnötige und übertriebene Vorlagen zu lancieren», sagt der Solothurner Nationalrat Christian Imark (SVP). Er argumentiert, dass die Forderungen der Klimafonds-Initiative längst im Gange seien. «Was wir brauchen, sind neue Atomkraftwerke, um unsere Versorgungssicherheit zu gewährleisten», fügt Imark hinzu.

Ginge es den Linken tatsächlich um den Klimaschutz, müssten SP, Grüne und ihre Verbündeten aus der politischen Mitte sofort das bürgerliche Volksbegehren «Jederzeit Strom für alle (Blackout stoppen)» unterstützen, das neue AKW ermöglichen möchte. Selbst die EU ist davon überzeugt, dass Atomstrom zur

Dekarbonisierung der Wirtschaft beitragen kann. Doch die ökologischen Eliten hierzu-lande träumen weiterhin von einer kohlenstoff- und atomstromfreien Zukunft sowie von einer autarken Energieversorgung durch alternative Energien.

Bisher hat sich vor allem eines gezeigt: Die Energiekosten sind massiv gestiegen. Im Jahr 2023 wurde vielen privaten Haushalten erstmals bewusst, dass die Stromrechnung zu einem

*Ginge es den Linken ums Klima, müssten sie «Jederzeit Strom für alle (Blackout stoppen)» unterstützen.*

ernsthafte Budgetposten geworden ist. Später in diesem Jahr schossen die Tarife erneut nach oben – um durchschnittlich 18 Prozent. Etwa die Hälfte des Strompreises entfällt auf die bezogene Energie, während die andere Hälfte

Abgaben sind, um den Ausstieg aus der Atomkraft sowie den Verzicht auf Öl und Gas zu finanzieren. Dabei hat der Grossteil der Infrastrukturerneuerungen, die mit diesem Verzicht einhergehen, noch nicht einmal richtig angefangen.

## Gigantische Kollateralschäden

Die benötigten Netze, Energiespeicher, Solaranlagen, Windräder und Biomasse-Anlagen existiert höchstens auf dem Papier. Ebenso die geplanten Effizienzverbesserungen in Häusern und Wohnungen. Laut Roger Nordmanns neuem Buch «Klimaschutz und Energiesicherheit» belaufen sich die Kosten für die Energiewende auf geschätzte 430 Milliarden Franken. «Gleichmässig über 25 Jahre verteilt, ergibt das 17 Milliarden jährlich», schreibt der Waadtländer Politiker. «Der Klimafonds würde knapp die Hälfte beisteuern.» Der Bund soll sich dafür weiter verschulden, so Nordmann. Dies sei legitim, da es um Mittel für Investitionen gehe.

Ebenso gigantisch sind die Kollateralschäden in Form neuer Hochspannungsleitungen und der flächendeckenden Verspiegelung (Solarpanels) und «Verspargelung der Landschaft» (Windräder). Die Vorstellung, dadurch unabhängig zu werden von Öl- und Gaslieferungen aus autoritären Regimes und Staaten, ist laut Kritikern ein linkes Märchen. Anstatt fossile Brennstoffe unter anderem aus Russland oder Kasachstan zu beziehen, würde man nun vermehrt Solarpanels aus China importieren.

Die Vereinigten Arabischen Emirate planen zurzeit den Bau von vier Atommeilern zum Preis von zirka siebzehn Milliarden Franken, genau die Summe, die die Schweizer Linke für ihre Klimaschutz-Träume ausgeben will. Vielleicht wäre es angebracht, den Ausstieg aus der Atomenergie zu überdenken und stattdessen weniger Geld in ein Stromsystem zu investieren, das nicht nur funktioniert, wenn die Sonne scheint und der Wind weht.

# Melodien des Frühlings

Noch ist es dunkel, die Vögel aber pfeifen schon.



*Welch ein Morgen, dachte ich.*

**I**ch denke, das wird für einmal ein Text fern all der Schatten, die ein Dasein wirft und die auf es geworfen werden. Er wird am Ende, so hoffe ich am Anfang, von der brüchigen Ruhe am frühen Morgen erzählt haben, dem Erwachen der Luft, von der Jungfräulichkeit, die jedem neuen Tag innewohnt, von Frühlingsgefühlen, Hormonen und Paarungsabsichten.

Am Abend, bevor ich diesen Text schrieb, trank ich viel zu früh viel zu viel, es war Fasnacht in Basel, die dritte Nacht schon, und meine Flügel trugen mich nicht mehr in diesen tosenden, klingenden Himmel voller Wolken der Euphorie. Mein Flug, das wurde mir klar, war zu Ende, und ich machte mich auf in mein Nest, um all die kleinen Tagträume gegen die grossen nachts zu tauschen.

Ich schlief unverzüglich ein, wachte ein paar Mal auf, das letzte Mal morgens um sechs. Dumpf fühlte ich mich, dehydriert, viel mehr vegetativ als kognitiv. Ich zog den Morgenmantel an, trank Wasser, machte mir einen Espresso und setzte mich raus auf den Balkon, zündete mir eine Zigarette an und hustete in den beginnenden Tag, dachte matt über weniger Trinken und Rauchen nach, aber das ging erfreulicherweise schnell vorüber.

Dann sass ich einfach da, fern von Zeit und Verlangen, erschöpft von der Übersättigung des Lebens der letzten Tage, und es war mir klar, dass dieser Tag einer des Zurückbezahls ist, aber ich war zu matt, um tiefgründig darüber nachzudenken, was der Sinn dahinter sein könnte,

dass der Mensch, sobald er über die Stränge schlägt, stets den Preis eines kleinen Sterbens, körperlich und seelisch, bezahlen muss.

Natürlich, der Rausch des Alkohols zwecks Berauschen des Lebens erfüllt den Tatbestand einer mehr oder weniger lange fröhlichen Vergiftung, und natürlich verpasst man hin und wieder die Schnittstelle, in der die vermeintliche Medizin zum Gift wird, und es wird ein wenig tödlich. Aber es ist ja nicht nur der Alkohol; jede Sucht und Sehnsucht nach einem gesteigerten Lebensgefühl, einem Verlassen der normalen Lebensbahnen, verlangt diesen Preis.

Was will uns das Leben damit sagen? Dass der Körper und vielleicht die Seele auch, sicher ist das nicht, sich in jenem Bereich am wohlsten fühlen, in dem im Grunde am wenigsten passiert, ausser jenem diffusen Ding, das wir Normalität nennen, das grosse Treiben auf dem Boot des Lebens, der manchmal zum ganz normalen und manchmal zum Sterben langweiligen Wahnsinn wird?

**D**ie Seele, meine wenigstens, so viel oder so wenig hab ich von ihr begriffen, braucht, es ist durchaus banal, natürlich beides. Dieses Sein in seichten Gewässern, in dem sie immer wieder, wie ein Boot im Hafen, gelegentlich gegen die Ufermauer stösst, gepolstert durch all den Gummi, den man zum Selbstschutz an sie anbringt. Und dann will sie hinaus, den Hafen achtern, ins Gewässer, will Wellen und gelegentlich Sturm-

gang. Und dann will sie wieder in den Hafen, sie ist zerzaust dann, aber doch auch gelüftet.

Ich schüttelte den Kopf und holte mir noch einen Espresso. Welch ein Morgen, dachte ich. Der Winter verliert gerade gegen den Frühling, und fast ein ganzes Jahr liegt noch vor einem, das Sein im Hafen, die Momente auf hoher See, das Segeln am Wind, die Hoffnung, dass der Mast nicht bricht.

**N**och ist es dunkel, die Vögel aber pfeifen schon, die machen das offenbar, weil die ruhige Luft, die Windstille, den Schall ihres Gesangs besser trägt, hin zu den Weibchen, um zu sagen, ich bin da, hin zu den Rivalen, um zu sagen, ich bin schon da. Ich glaube, es sind Amseln, Meisen und vielleicht Grünfinken. Bald werden sie alle kommen und hier leben, sich paaren, Jungtiere aufziehen, ein paar werden aus dem Nest fallen, ein paar kommen durch. Und sie werden singen, jeden Morgen bis weit in den Mai hinein. Und dann werden sie verstummen für lange Zeit.

Der Tag kommt langsam, die Autos, die Kirchenglocke beginnt zu schlagen, sieben Mal. Ich bleibe noch kurz sitzen, ein wenig wach inzwischen, aber doch nicht ganz, und ich hoffe, dass ich noch ein wenig weiterschwebe, jenseits von Häfen und Ozeanen, getragen vom Wind und von den Symphonien des Morgens. Und ich nehme mir vor, mich zu erinnern an den Morgen, als mein Frühling begann im beginnenden Herbst des Lebens.



*Männer schleppen die schweren Waren.*

## Männer sind einfach unersetzlich

Der Feminismus hat gesiegt. Männlichkeit gilt heute als Abweichung vom Normalen. Falsch! Ohne Männer hätten wir Chaos und Anarchie statt Ordnung und Sicherheit.

*Walter Hollstein*

**W**egen eines Sturmtiefs über der Nordsee ist vor kurzem ein Frachter mehrere Stunden vor der deutschen Küste getrieben. Notschlepper wurden zu dem Havarierten entsandt; Männer sicherten den Frachter in einer sechsstündigen, lebensgefährlichen Aktion. Ansonsten wäre das Schiff zu einem Risiko für die Küste geworden. Speziell ausgebildete Seemänner wurden dazu von einem Hubschrauber auf den Frachter abgeseilt. Bei Windstärke 10 seien die Wellen auf der Nordsee sechs bis sieben Meter hoch gewesen.

Bei den Rettungsaktionen in Tschernobyl und am 11. September 2001 in New York sind ausschliesslich männliche Helfer gestorben. Auch alle Feuerwehrleute, die beim Brand der Notre-Dame in Paris zum Einsatz kamen, waren Männer. Was wären wir ohne Männer?

Man muss dazu nicht unbedingt auf Katastrophen und Heldentaten rekurren; es reicht, sich einfach nur mal umzuschauen.

Aus dem Fenster, beim Weg zur Arbeit, bei Kommissionen et cetera. Männer schleppen die schweren Waren in der Nacht in die Supermärkte, transportieren Lebensmittel, Geräte, Ersatzteile; sie reparieren Dächer und Stromleitungen und Strassen; sie holen den Kehricht in aller Herrgottsfrühe, die schädlichen Entsorgungsgüter, heben Schächte aus für die Strom- und Kommunikationsverbindungen. Männer üben nicht nur die dreckigsten Berufe aus wie etwa im Tiefbau, bei der Gummiverarbeitung oder der Abwasserreinigung, sondern auch die gefährlichsten im Hochbau, im Sicherheitswesen, beim Gleisbau, in Feuerwehr, Katastrophenschutz oder Bergwerken.

### Wenn der Lokführer krank wird

Das Verhältnis von männlichen zu weiblichen Opfern bei den Einsätzen von Polizei, Feuerwehr, Ambulanz, Sanität, Katastrophendiensten und technischem Hilfswerk beträgt 98:2.

Die Pariser Zeitung *Le Monde* hat jüngst berichtet, dass in Frankreich täglich zwei Männer im Beruf sterben, ohne dass das öffentlich zum Thema wird. Bezeichnender Titel des Artikels: «Les accidents du travail tuent en silence», Berufsunfälle töten im Stillen. In Deutschland konstatiert die IG Bau: «In diesem Jahr ist rein statistisch alle vier Tage ein Bauarbeiter tödlich verunglückt.»

Sobald Männer fehlen, droht die Krise. Wenn Camionfahrer fehlen, bricht die Nahrungskette zusammen und überhaupt die Versorgung mit lebenswichtigen Gütern; wenn Handwerker nicht zur Verfügung stehen, repariert niemand die Waschmaschine, den Herd oder was auch immer. Wenn der Lokführer krank wird und kein Ersatz bereitsteht – wie häufig in der letzten Zeit –, fällt der Zug der SBB aus. Anders als beim Thema der Pflegekräfte wird dabei bemerkenswerterweise das Geschlecht nie eigens betont. Ohne die Männer im Tiefbau hätten wir weder

Strom noch TV, ohne die Männer in Polizei und Militär Chaos und Anarchie statt Ordnung und Sicherheit.

Das wird weder gewürdigt noch verdankt. Stattdessen sind die Medien voll von Männer-schelte, Männer-Bashing, Spott und Hohn über die schrecklichen «altenweissen Männer». Volkes Meinung ist allerdings manchmal etwas anders. In *20 Minuten* merkt ein älterer Leser an: «Alte weisse Männer? Sind das die, die jahrelang Steuern bezahlt haben, mit denen die Schulen, Universitäten, Strassen und Eisenbahnen sowie Spitäler und Alters- und Pflegeheime gebaut wurden? Sind das die, die jahrzehntlang die Institutionen für die Jungen bezahlt haben? Und sind das die, die jahrelange Erfahrungen gesammelt haben, was möglich ist und was nicht, was funktioniert oder nicht, die sich noch für das Wohlergehen der Schweiz eingesetzt haben; die noch 45 oder 50 Stunden pro Woche gearbeitet haben und nur zwei Wochen Ferien hatten?»

### Aristoteles, Michaelangelo, Darwin

Männlichkeit hat derzeit ein schlechtes Image, ein ganz schlechtes; Männlichkeit wird nur noch mit Belästigung, Vergewaltigung, Umweltzerstörung oder Kriegslust in Verbindung gebracht. Diese entwertende Darstellung des Mannes ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Das ist eine historische Zäsur. Der Mann galt über Jahrhunderte als Schöpfer von Zivilisation und Kultur; er war verantwortlich für den Schutz und den Fortbestand des Gemeinwesens. Beethoven spricht mit Schillers Ode «An die Freude» vom «Männerstolz vor Königsthronen» und meint das mutige männliche Einsteigen für Freiheit und Selbstbestimmung. Apostelgeschichte 13, Vers 22, fordert den «Mann nach dem Herzen Gottes», und das impliziert Güte, Verantwortung und Fürsorge für den Nächsten.

Der grosse Berliner Soziologe Georg Simmel hat in seinem Buch «Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter» angemerkt: «Unsere Kultur ist, mit Ausnahme ganz weniger Provinzen, durchaus männlich. Männer haben die Industrie und die Kunst, die Wissenschaft und den Handel, die Staatsverwaltung und die Religion geschaffen, und so tragen diese nicht nur objektiv männlichen Charakter, sondern verlangen auch zu ihrer immer wiederholten Ausführung spezifisch männliche Kräfte.»

Die *Washington Times* hat anlässlich der Wirren um die Harvard-Universität an die grosse Bedeutung von Männern für unsere Institutionen erinnert – ohne jene der Frauen zu vernachlässigen: «The rise and fall of white men and the institutions they built». Ohne diese weissen Männer hätte es Kunst und Architektur der Antike nicht gegeben, nicht die klassische Philosophie eines Platon oder Aristoteles, nicht die geschichtsprägenden Kunstwerke eines Michelangelo oder eines Leonardo da Vinci.

Der Essay verweist vor allem auch auf die technischen und naturwissenschaftlichen Innovationen: Charles Darwin, Isaac Newton, Benjamin Franklin – um nur gerade einige wenige zu nennen. Ohne ihre Arbeit hätte es keine Dampf- und Verbrennungsmotoren gegeben, und damit wären wir ohne Dampfschiffe, Eisenbahnen oder Flugzeuge geblieben. Auch die wesentlichen Entdeckungen der Neuen Welt hätte es ohne diese Männer –

*«Wir Frauen wissen nicht so genau, warum die Männer da sind. Sie sind halt da, und das ist schlimm genug.»*

Marco Polo, Kolumbus, Magellan – nicht gegeben. Schliesslich: Die Abwehr der Türken vor Wien, die Unabhängigkeitskriege gegen Napoleon, die Befreiung vom Faschismus oder die Kämpfe gegen das koloniale Joch sind vor allem Männerleistung.

Doch solcher Männerwert ist in Vergessenheit geraten, und Männerdank gibt es sowieso nicht mehr, und wenn, wirkt das eher komisch. Der Bruch mit dem alten Männerbild wird registriert zu Beginn der siebziger Jahre, als der Feminismus – vor allem in seiner vulgären Ausdrucksform von Andrea Dworkin oder Luise F. Pusch – beim Kampf gegen das Patriarchat auch das männliche Subjekt gnadenlos zerlegt. Was ein grosser Teil des Feminismus an Zuschreibungen entworfen hat, transportiert eine aggressiv-feindselige und herabsetzende Haltung gegenüber Männern aufgrund ihres Geschlechts. Im Gegensatz dazu erscheinen Frauen als das gute Geschlecht; sie werden von Natur aus als friedlich, menschenfreundlich und sozial dargestellt.

### Deutungen des Vulgärfeminismus

Ihre Liebeshwürdigkeit macht sie zu Opfern der Männer. In ihrem Buch «Pornografie. Männer beherrschen Frauen» konstatiert Andrea Dworkin: «Terror strahlt aus vom Mann, Terror erleuchtet sein Wesen, Terror ist sein Lebenszweck.» Luise F. Pusch notiert in «Feministische Linguistik»: «Wir Frauen wissen nicht so genau, warum die Männer da sind. Ehrlich gesagt, haben wir uns diese Frage wohl auch kaum je gestellt. Sie sind halt da, und das ist schlimm genug. Wir fragen uns wohl, wie wir ihnen am besten entkommen und ihre monströsen Hervorbringungen überleben können.» In ihrem Bestseller «Frauen» setzt Marilyn French Männer umstandslos mit Nazis gleich.

Der Übergang von der verbalen zur physischen Militanz ist dabei nur konsequent: «Ich möchte einen Mann zu einer blutigen Masse geprügelt sehen», notiert Dworkin, «mit einem hochhackigen Schuh in seinen Mund gerammt wie ein Apfel in dem Maul eines Schweins.» Schon 1969 hatte Valerie Solanas ihr «Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer»

formuliert. Der Mann sei schlecht, böse, unnützlich und überflüssig. «Die Vernichtung sämtlicher Männer ist daher eine gute und rechtliche Tat; eine Tat, die sich zum Wohl der Frauen [...] auswirken würde.» Auch da blieb es nicht bei der «Theorie»; Solanas versuchte Andy Warhol zu ermorden und verletzte ihn schwer.

Die männliche Geschichte wird in diesem Vulgärfeminismus präsentiert als eine Abfolge von Kriegen, Brutalität, Zerstörung, Unterdrückung und Gewalt; ihre Akteure sind Judas, Nero, Brutus, Napoleon, Hitler, Stalin, Radovan Karadzic, Saddam Hussein oder Charles Manson. Inzwischen wird Männlichkeit ganz selbstverständlich als eine Art Abweichung vom Normalen beschrieben. Eigenschaften von Männlichkeit – einst hochgelobt – werden heute negativ umgedeutet: Autonomie wird zur Beziehungsunfähigkeit, Leistungswille zur Karrieresucht oder Disziplin zum Mangel an Spontaneität. Männlichkeit findet sich damit zunehmend in einem pathologischen Kontext von Abweichung, Dissozialität und Verbrechen.

### Standfestigkeit und Frustrationstoleranz

Das hat mittlerweile Folgen, die für die Gesamtgesellschaft schädlich sind: Verärgerte oder verunsicherte Männer zögern, eine Partnerschaft einzugehen. Der Kinderwunsch von jungen Frauen ist heute markant höher; viele junge Männer trauen es sich einfach nicht mehr zu, für Familie und Kinder verantwortlich zu sein. Laut dem Bundesamt für Statistik leben inzwischen mehr als 30 Prozent der 18- bis 34-jährigen Männer allein und wollen auch keine Beziehung. Das ist nachgewiesenermassen ein wichtiger Grund für die sinkende Geburtenrate. Auch immer mehr Arbeitgeber klagen über ihre männlichen Auszubildenden. Ihnen fehle es an Disziplin, Wille zur Kontinuität, Standfestigkeit und Frustrationstoleranz. Das bestätigt auch das Lehrpersonal. Der prototypische Problemschüler ist heute männlich.

Das hat Auswirkungen auf das Sozialsystem: Arbeitslosenentgelt, Frühinvalidität, Ansteigen der Sozialhilfe. Dies wird die Wirtschaft verstärkt zu spüren bekommen: Männliche Fachkräfte werden auf dem Arbeitsmarkt fehlen, was wiederum die Problematik der Immigration ausländischer Arbeitskräfte verschärft. Dramatisch bewertet die amerikanische Psychologin Helen Smith diese Gesamtentwicklung in ihrem Buch «Men on Strike»: Junge Männer würden sich zunehmend verweigern und aus der Gesellschaft verabschieden. Die Abwertung der Männlichkeit wird damit zum Problem und zum Kostenfaktor für die ganze Gesellschaft. Auch das sollte endlich bedacht werden.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie, Träger des Deutschen Sachbuchpreises, Gutachter des Europarates für Männerfragen und Sachbuchautor («Was vom Manne übrig blieb»). Er lebt in der Nähe seiner Heimatstadt Basel.

# DIE WELTWOCH

## Gipfeltreffen der Champions



## Pirmin Zurbriggen und Marc Girardelli:

Was wir auf der Ski-Piste über das Leben gelernt haben.  
Roger Köppel im Gespräch mit den beiden Weltmeistern.



**Donnerstag, 21. März 2024**

**Ort:** Hotel Marriott  
Neumühlequai 42, Zürich

**Beginn:** 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Alle sind herzlich eingeladen! Bitte anmelden:  
[www.weltwoche.ch/champions](http://www.weltwoche.ch/champions)

**Wir freuen uns!**



Öffentliches Familienleben: Tiana Moser.



Flug auf die Philippinen: Cédric Wermuth.



Ferien in St. Moritz: Mattea Meyer.

## WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

### Wasserfallen, Meyer, Moser, Berset, Parmelin, Tuena, Roth, Engler, Barzaghi-Cattaneo, Wermuth, Glättli

Die Sportferien sind vorbei, im Bundeshaus startete diese Woche die Frühjahrsession. Was bleibt, sind Politiker, die begeistert von ihrer Freizeit in den Bergen berichten. Die Berner SP-Ständerätin **Flavia Wasserfallen** notierte in den sozialen Medien überschwänglich von ihrer «Lieblingszeit» und postete ein Bild mit schneebedeckten Gipfeln.

SP-Co-Präsidentin **Mattea Meyer** zeigte sich auf Bildern im Promi-Hotspot St. Moritz auf dem zugefrorenen See als gekonnte Schlittschuhläuferin oder blinzelt, warm eingepackt auf einem Liegestuhl, in die Engadiner Sonne – Hashtag Ferien mit Kindern, Ferien im Schnee.

Die Zürcher Ständerätin **Tiana Angelina Moser** (GLP) berichtete im Fernsehen sichtlich stolz, wie ihr Töchterchen die ersten Tage in der Skischule absolvierte. Interessant: Im Wahlkampf 2023 hatte sie die Berichterstattung über ihr Familienleben – lebt sie wirklich in Zürich oder doch eher in Bern? – noch zu einem Tabuthema erklärt.

Auch alt Bundesrat **Alain Berset** gab sich nach kurzer Auszeit wieder die Ehre. Der Genosse jubelte mit SVP-Wirtschaftsminister **Guy Parmelin** den Ski-Ladys bei deren Rennen in Crans-Montana zu.

Der Freizeitpass der linken Parteigranden unterscheidet sich scharf von dem, was das rot-grüne Lager im politischen Alltagsgeschäft erzählt. Wintersport wird da gerne zum Auslaufmodell und die weisse Pracht zu einem

Naturphänomen mit zeitlicher Begrenzung erklärt. Zumindest in diesem Jahr treffen die Prophezeiungen der Mahner nicht zu. Viele Gebiete sind tiefverschneit. Die Touristiker zeigen sich mit dem bisherigen Verlauf der Saison zufrieden.

Trotzdem gibt es mit dieser Art von Aktivitäten in den Schweizer Bergen ein Problem – und zwar ein finanzielles. Skiurlaub ist sehr teuer und für viele Familien fast unerschwinglich. Geld-, nicht Schneemangel, lautet für viele Menschen der Grund, weshalb sie im Winter auf einen Abstecher in die Alpen verzichten. Die Berner Volksvertreterkaste gehört jedoch – unabhängig von ihrer politischen Couleur – ökonomisch zu den Privilegierten im Lande. Es erstaunt deshalb nicht, dass sie und ihr Nachwuchs allem Gerede zum Trotz auf den Brettern stehen, um einem wunderschönen Hobby zu frönen und ihre Zeit in den Bergen in vollen Zügen zu geniessen. Für das Bundeshaus gilt weiter: Alles fährt Ski!

Gar nicht an Wintersport denken können im Augenblick der Zürcher SVP-Nationalrat **Mauro Tuena** und die Solothurner SP-Ständerätin **Franziska Roth**. Der profilierte Sicherheitspolitiker läuft mit einer Armschlinge durch die Gänge des Parlamentsgebäudes. Nach einem Sturz im Schwimmbad musste er operiert werden und kuriert nun seine Brüche aus. Roth ist im Wallis auf einer eisigen Treppe gestürzt und hat sich den Meniskus mehrfach gerissen.

Was zum Jobprofil eines Volksvertreters in Bern gehört: Er oder sie empfängt immer wieder Gruppen von Gästen, die das Bundeshaus besuchen. Routiniert machte das dieser Tage der Bündner Ständerat **Stefan Engler**. Der Mittemann klärte junge Leute auf, dass die Decke der Wandelhalle mit Bildern des Tessiner Malers **Antonio Barzaghi-Cattaneo** (1834–1922) geschmückt ist. Sechs Darstellungen repräsentierten die wichtigsten Staatstugenden, wie Engler ausführte: Wahrheit, Weisheit, Patriotismus, Fruchtbarkeit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Sicher eine gute Idee, diese Haltungen gerade in der heutigen Zeit immer wieder in Erinnerung zu rufen.

Zurückgemeldet hat sich **Cédric Wermuth**. Der Co-Präsident der SP hatte sich eine zwei-monatige Auszeit genommen und reiste mit seiner Familie nach Vietnam und auf die Philippinen. Die Ferien weit weg von der Politik haben dem Chefgenossen sichtlich gutgetan. Der Aargauer Nationalrat wirkt auf den ersten Blick fit und erholt. Unter Flugscham scheint Wermuth, der Flugreisen in Europa schon ganz verbieten wollte, nicht zu leiden.

Politiker sind auch nur Menschen. Das bewies dieser Tage Nationalrat **Balthasar Glättli**. An einer Ukraine-Veranstaltung erzählte der Noch-Chef der Ökopartei mit bewegter Stimme, die beste Freundin seines Töchterchens sei ein ukrainisches Mädchen, das mit seiner Mutter nach Ausbruch des Krieges in Osteuropa in die Schweiz geflüchtet sei.

## MÖRGELI

### Wissenschaftliche Klimawissenschaft

Am 25. Januar berichtete der *Tages-Anzeiger* atemlos, die Erde habe sich im Jahr 2023 «um 1,34 bis 1,54 Grad erwärmt». Dazwischen steht immerhin «im Vergleich zur vorindustriellen Zeit (um 1850)». Aber wer liest das schon in der täglichen Hast? Im Kopf läutet die Alarmglocke: In einem einzigen Jahr einhalb Grad Erwärmung! In Wahrheit nahm sich diese Erwärmung 174 Jahre Zeit. Aber wer will es so genau wissen?

Diese Erwärmung sei nicht plausibel zu erklären, meinte ETH-Forscher Reto Knutti: «Wir können heute gut voraussagen, wie stark sich die Erde durch die Emissionen der Treibhausgase erwärmt, ein solcher Sprung war in keiner Weise zu erwarten.» So weit die Logik dieses Klimawissenschaftlers: Er kann zwar die Erwärmung ganz exakt prophezeien. Aber die Erwärmung, die tatsächlich stattgefunden hat, haute ihn dann doch vor Überraschung vom Stuhl.

Der Widerspruch wäre zum Totlachen, wenn wir nicht aufgrund solcher Aussagen von Klima-Magiern Milliarden um Milliarden verpulvern würden. Und dabei unseren Wohlstand aufs Spiel setzen. Und obendrein Alt und Jung in die Panik und zu den Psychiatern treiben. Der Historiker wie jeder vernunftbegabte Mensch weiss, dass sich das Klima auf unserem Planeten über die Jahrtausende ständig verändert hat. Und dass das Jahr 1850 in den letzten paar hundert Jahren temperaturmässig einen Tiefpunkt darstellte. Wir wissen aber auch, dass der CO<sub>2</sub>-Ausstoss damals und in den folgenden Jahrzehnten noch keine Rolle spielte. Dennoch wurde es in der Folge wärmer. Was noch kein Klimawissenschaftler befriedigend erklären konnte.

Ein gewisser Beitrag von CO<sub>2</sub> zur Erderwärmung ist ebenso unbestritten wie die Tatsache, dass der Beitrag der Schweiz bedeutungslos ist. Warum gehen denn unsere Klimaforscher nicht auf die Chinesen, Inder und Amerikaner los? Weil nur die schwachen Schweizer sofort einknicken und zahlen, was das Zeug hält – statt besser hinzuhören, welcher Unsinn in den Sätzen eines Reto Knutti liegt. Ehedem wussten die Wissenschaftler noch mehr, als sie sagten. Heute sagen sie mehr, als sie wissen.

Christoph Mörgeli

## Recht oder Willkür

Der Walliser Mitte-Ständerat Beat Rieder stellt die Frage: Sind die Schweizer Sanktionen gegen Russland überhaupt mit der Schweizer Verfassung vereinbar?

Rafael Lutz

Die Schweiz beteiligt sich seit zwei Jahren am Wirtschaftskrieg gegen Russland. Sobald Brüssel neue Sanktionen gegen Moskau verhängt, spurt man in Bern. Dabei stellt sich die Frage: Sind diese überhaupt verfassungskonform? Nein, sagt der Walliser Mitte-Ständerat Beat Rieder, der unlängst eine Motion hierzu eingereicht hat.

«Es ist widersprüchlich, die Menschenrechte einzuschränken, um die Respektierung der Menschenrechte zu verwirklichen», argumentiert Rieder. Er fordert den Bundesrat auf, die Sanktionen abzuändern. Besonders einzelne Teile der Ukraine-Verordnung sind dem Politiker ein Dorn im Auge, etwa Artikel 28e. Darin wird sanktionierten Personen und Unternehmen die Rechtsberatung bei Strafe untersagt.

### Das Ganze sei willkürlich

Die Schweiz hat die EU-Sanktionen gegen Russland eins zu eins übernommen. Das Parlament konnte sich zu ihnen bisher gar nicht äussern. Beides kritisiert Rieder. Auch habe offensichtlich keine genaue Prüfung aller Sanktionen auf ihre Verfassungsmässigkeit stattgefunden. Dem Mitte-Ständerat zufolge werden so rechtsstaatliche Prinzipien ausser Kraft gesetzt. «In einem Rechtsstaat hat jeder Mensch ein Anrecht auf einen Anwalt. Doch just das wird den Betroffenen vorenthalten», so Rieder gegenüber der *Weltwoche*.

Anwälte, die sanktionierte Personen oder Unternehmen beraten, können strafrechtlich verfolgt werden. «Gegen sie wird ein strafrechtliches Verfahren eingeleitet. Ihnen droht eine einjährige Gefängnisstrafe.» Aus rechtsstaatlicher Sicht sei das höchst problematisch. «Das ist grundrechts- und verfassungswidrig», sagt Rieder, der selber als Anwalt tätig ist.

Der Walliser Ständerat ist nicht per se gegen Sanktionen. Doch genannte Bestimmungen gehörten entfernt. «Wir dürfen niemandem das rechtliche Gehör und den rechtlichen Beistand verweigern, auch nicht sanktionierten Russen oder sanktionierten Unternehmen.» Das Ganze sei willkürlich. Zudem werde gegen einfachste

Prinzipien des Strafrechts verstossen: «Im Strafrecht gilt: Keine Strafe ohne Gesetz.» Doch das scheint inzwischen die Politik nicht mehr zu interessieren. Die rechtlichen Grundlagen, um die Rechtsberatung zu verbieten, seien nicht gegeben. Das Embargogesetz, auf das sich der Bundesrat stütze, erlaube dies nicht.

### Weitere Verschärfungen

Anders sieht das der Bundesrat. Er weist in seiner Antwort darauf hin, dass das Rechtsberatungsverbot ja bloss eine kleine Gruppe von Unternehmen und Personen treffe. Auch fügt er hinzu: «Demokratische Werte haben in der Schweiz eine lange Tradition.»

Das Parlament wird Rieders Motion am 4. März behandeln. Derweil hat Brüssel gerade das Sanktionsregime erneut verschärft und sich auf ein 13. Paket gegen Russland geeinigt. Vieles spricht dafür, dass die Schweiz dieses übernehmen wird – wie alle zwölf vorherigen auch.

Liebe ist...



... manchmal gefühlt eine Lotterie.



# Gas- und Strompreise sind im Keller

Nur haben mehr als drei Millionen Schweizer Haushalte nichts davon. Wegen ihrer Verteiler.



Es gab in Sachen Strom nie eine drohende Mangellage. Markus Blocher hat dies seinen Parteifreunden Parmelin und Rösti noch nicht beibringen können. Und ich habe das immer wieder – ohne jedes Echo – in der *Weltwoche* moniert.

Logo, denn die Schweizer Unternehmen verfügten und verfügen über Notstromaggregate mit einer Leistung von 3000 MW, der Leistung von drei Atomkraftwerken. Man konnte und man kann sie jederzeit an- und abschalten, wenn Guy Parmelin genügend Heizöl bunkern würde. Ist ja, liebe SVP, keine Raketenwissenschaft.

Billiger Trost: Das Bundesverwaltungsgericht hat im Nachgang festgestellt, dass es effektiver nie eine Strommangellage gegeben hat. Das Uvek habe keine solche nachweisen können. Dies alles aufgrund der Beschwerde einer pensionierten Englischlehrerin aus Birr. *Bireweich*.

Dummheiten kosten Geld, wie die Stromrechnungen belegen. Die Schweiz braucht pro Jahr sechzig Milliarden Kilowattstunden Strom. Haushalte und Unternehmen bezahlen dieses Jahr rund fünf Milliarden Franken zu viel.

**Gespens 1** — Der Bund gewährte den Unternehmen Axpo und Co. Milliarden Sicherheiten, weil diese sich verspekuliert hatten. Dies ohne auch nur eine Auflage.

**Gespens 2** — Der Bund kaufte den Kriegsgewinnlern die Kilowattstunde Speicherstrom für mehr als 70 Rappen ab. Strom, der in der Herstellung nur 6 bis 7 Rappen kostet.

**Gespens 3** — In Birr wurden für Hunderte von Millionen Franken gemietete Gasturbinen mit einer Leistung von nur 250 MW installiert. Nur

8 Prozent der Leistung, die Notstromaggregate ins Netz einspeisen können.

**Gespens 4** — Im Rahmen des Solarexpresses sollen Axpo, Alpiq, BKW, IWB und Co. 60 Prozent Subventionen auf ihre Investitionskosten bekommen. Wettbewerb gibt es keinen. Anstatt den Solarexpress neu aufzugleisen, will Bundesrat Rösti die Fristen ohne Gesetz verlängern. Es wird ihm ergehen wie mit den Wolfsrudeln im Alpenraum und dem Kraftwerk Birr.

**Gespens 5** — Die Preise für Gas und Strom sind in den Keller gerutscht. Die Gründe: Der Winter war mild. Die französischen Atomkraftwerke sind mehrheitlich wieder am Netz. Spanien produziert immer mehr spottbilligen Solarstrom. Die Sanktionen gegen Russland werden um-

*Je länger Albert Rösti konzeptlos herumeiert, desto besser. Die Zeitachse korrigiert den Unverstand.*

gangen. Die Konjunktur in Deutschland springt noch nicht an, weil sich das Land – im Gegensatz zu den USA – nicht verschulden will. Konkret: Ich habe für unseren Betrieb für die Jahre 2025, 2026, 2027 und 2028 auf dem freien Markt mehr als 6 Millionen Kilowattstunden Strom für durchschnittlich 7 Rappen eingekauft.

**Gespens 6** — Wir haben in der Schweiz 600 lokale Verteiler. Und deshalb mehr als 3000 Verwaltungsräte. Fast alle diese Unternehmen liessen und lassen sich von Axpo, Alpiq, BKW, IWB über den Tisch ziehen. Die Kriegsgewinnler machen, weil die beiden SVP-Bundesräte eine überfällige Stromsperre verhinderten,

Milliardengewinne. Wann werden die ersten lokalen Verteiler aus ihrem Tiefschlaf erwachen?

Je länger Albert Rösti konzeptlos herumeiert, desto besser. Die Zeitachse korrigiert den Unverstand.

Die Chinesen können mehr Solarmodule produzieren, als der Weltmarkt abnimmt. Deshalb sinken die Preise. Subventionieren die Chinesen mit 100 Milliarden Franken jene Solarzellen, die wir in Europa installieren? Vermutlich ja, aber das tut niemandem in der Schweiz weh. Im Gegenteil.

Parallel dazu steigt der Wirkungsgrad der Solarzellen steil an. Es braucht in Zukunft weniger Flächen und weniger Aufständungen, um gleichviel Solarstrom zu produzieren. Vor dem Jahr 2028 werden die Chinesen die 28 Prozent Wirkungsgrad überschritten haben. Wir in den Alpen dürfen uns freuen.

Und bereits dieses Jahr wird Trina Solar – auch so ein chinesischer Solar-Riese – mit Elementa 2 einen 20-Zoll-Container mit 4000 Kilowattstunden Speichervolumen auf den Markt bringen. Lebensdauer 10 000 Zyklen und somit 25 bis 30 Jahre. Dies ist der schnelle Tod des Flatterstroms. Solarenergie wird Tag und Nacht bedarfsgerecht zur Verfügung stehen. Der Ausbau des Stromnetzes ist morgen so überflüssig wie die Gasturbinen in Birr. Die Schweiz braucht mehr pensionierte Englischlehrerinnen.

Denn niemand kann auf Dauer gegen den Markt regulieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Molina bremst Amherd aus

Showdown im Bundeshaus: SP-Linksausser Fabian Molina verbündet sich mit der SVP gegen die Nato-Lobby um Bundespräsidentin Viola Amherd. Lasst die Spiele beginnen!

Rafael Lutz

**G**eht es nach Verteidigungsministerin Viola Amherd, soll die Schweiz enger mit dem westlichen Verteidigungsbündnis zusammenspannen. Geliebäugelt wird in Bern mit Übungen, die unter Artikel 5 des Nato-Vertrags fallen. Dieser besagt, dass ein bewaffneter Angriff gegen ein Bündnismitglied als Angriff gegen alle angesehen wird. Bisher haben Schweizer Militärs als Beobachter an solchen Übungen teilgenommen. Doch Nato-affine Kräfte im Bundesrat und Verteidigungsdepartement (VBS) geht das zu wenig weit.

## Vorstoss als Zäsur

In der Politik regt sich nun Widerstand. Eine Mehrheit der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrats (SiK-N) hat letzte Woche einer Motion zugestimmt, die genau das verhindern will. Sie verlangt, dass der Bundesrat die rechtlichen Grundlagen anpasst, um die Teilnahme an solchen Übungen zu verbieten. Angestossen hat sie Fabian Molina. «Es ist das erste Mal, dass Parlamentarier Amherd klar machen, wo die Grenzen der Kooperation mit der Nato verlaufen», so der SP-Nationalrat.

Üben mit der Nato sei neutralitätspolitisch äusserst heikel. «Neutralität bedeutet Bündnisfreiheit. Übungen mit dem westlichen Militärbündnis haben hier keinen Platz», so Molina, der den Vorstoss als eine Zäsur erachtet. Dieser war auch eine Antwort auf den kürzlich veröffentlichten Bericht «Verteidigungsfähigkeit

*«Übungen mit dem westlichen Militärbündnis haben hier keinen Platz», so Molina.*

und Kooperation» des Bundesrats, in dem einer stärker an der Nato orientierten Verteidigungspolitik das Wort geredet wird.

Gegen die Motion waren die Mitte und die FDP, SP, Grüne und SVP stimmten dafür. «Es ist wichtig, dass wir gegenüber Amherd, die sich zusehends als Nato-Turbo entpuppt, ein Signal aussenden konnten», sagt auch SVP-Nationalrat Mauro Tuena. «Wenn wir der Ver-



«Grenzen der Kooperation»: Amherd, Molina.

teidigungsministerin keine Grenzen setzen, kämpfen Schweizer Soldaten schon bald einmal Seite an Seite mit der Nato.» Jetzt reiche es. Die Schweiz müsse wieder ihre eigene Armee stärken und sich nicht mehr und mehr der Nato unterordnen.

## Auf einem Auge blind

Dass sich SVP-Politiker hinter Molinas Motion stellen, mag auf den ersten Blick überraschen. Haben doch gerade Politiker der Volkspartei den SP-Mann wiederholt scharf kritisiert. Sie werfen ihm unter anderem vor, die Armee zu schwächen und mit seinem ständigen Pochen auf Sanktionen gegenüber Russland der Neutralität und somit auch der Glaubwürdigkeit der Schweiz zu schaden.

Besonders im Ukraine-Krieg, so Molinas Kritiker, sei der SP-Politiker auf einem Auge blind. Während er pausenlos Wladimir Putin verurteilt und ein härteres Vorgehen gegen Russland fordert, nimmt man von demselben Molina wenig bis gar keine Kritik gegenüber Wolodymyr Selenskyj wahr.

Wirtschaftskrieg gegen Russland zu führen und sich gleichzeitig die Neutralität auf die Fahnen zu scheiben: Für Molina ist das kein Widerspruch. «Kluge Sanktionen sind gerade für neutrale Staaten ein wichtiges Instrument zur Durchsetzung der regelbasierten Weltordnung.» Die Neutralität betrachtet der SP-Nationalrat als ein blosses «militärisches Konzept», das der Schweiz verbiete, an Kriegen teilzunehmen. Entsprechend kri-

tisch steht er auch der von SVP-Kreisen mitgetragenen Neutralitätsinitiative gegenüber, die die Neutralität umfassender interpretiert und Sanktionsmassnahmen verbieten will. «Die Neutralitätsinitiative ist eigentlich eine aussenpolitische Kastrationsinitiative.» Sie würde der Schweiz jeden aussenpolitischen Handlungsspielraum nehmen, so Molina.

Der SP-Nationalrat beobachtet bei der rechten Partei keine strikte Neutralitätslinie. «Die Neutralität variiert bei der SVP von Konflikt zu Konflikt, je nach Interessenlage. Im Ukraine-Krieg pocht die Partei stark darauf, dass die Schweiz sogar fundamentales Völkerrecht ignoriert. Umgekehrt nehmen es rechte Politiker im Israel-Palästina-Konflikt wiederum nicht so streng mit der Neutralität.» Hier stelle er eine undifferenzierte Parteinahme zugunsten Israels fest. So führe die SVP eine regelrechte Kampagne gegen das Uno-Hilfswerk UNRWA.

Was entgegneten SVP-Politiker hierauf? «Beim Krieg im Gaza handelt es sich um einen landesinternen Konflikt. Das Neutralitätsrecht ist hier in keiner Weise verletzt, wenn wir Israel [...] unterstützen», sagt SVP-Ständerat Werner Salzmann, der die Kritik nicht nachvollziehen kann. Für die desaströse Situation im Nahen Osten sieht er die Hamas in der Verantwortung, die am 7. Oktober 2023 Massaker an den Israelis begangen hat. Auch verweist er darauf, dass längst nicht nur die SVP für ein Hamas-Verbot gewesen sei.

### Schleichender Ausbau

Unabhängig davon, wie man zu Salzmann oder Molina steht: Auffallend ist, dass sie und mit ihnen grosse Teile ihrer jeweiligen Partei eine eindimensionale Sicht auf die genannten Konflikte an den Tag legen. Der Ukraine-Krieg hat acht Jahre vor dem 24. Februar 2022 begonnen, der Nahost-Konflikt nicht am 7. Oktober 2023. Mit den einseitigen Verurteilungen einer Kriegspartei wird man der Komplexität der Konflikte wohl kaum gerecht. Einig ist sich Salzmann mit Molina jedoch hinsichtlich der Nato-Übungen: «Meines Erachtens ist es nicht nötig, dass wir gemeinsame Truppenübungen mit der Nato machen, um den Verteidigungsfall Schweiz zu üben.»

Sollte Molinas Nato-Motion im Parlament auf Anklang stossen, dürfte sich auch Salzmann demnächst mit ihr befassen. Er ist Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission des Ständerats. Scharfe Kritiker einer Nato-Annäherung findet man in dieser Kommission aber weniger. Mitte und FDP verfügen dort über eine Mehrheit. «Die Armee ist auf eine enge Kooperation mit der Nato angewiesen, ein Verteidigungsbündnis notabene», sagt etwa Marianne Binder-Keller. «Ohne sie könnte die Schweiz nicht geschützt werden», laut der Mitte-Ständerätin spricht nichts gegen Nato-Übungen, inklusive solcher, in denen der Bündnisfall simuliert wird.

Aufgrund der Mehrheitsverhältnisse in der SiK-S gibt Salzmann Molinas Motion wenig Chancen. Dass nun im Parlament aber immerhin über zentrale Aspekte der Schweizer Aussen- und Verteidigungspolitik debattiert wird, ist auch Salzmann zu verdanken. Der erwähnte Bericht «Verteidigungsfähigkeit und Kooperation» des Bundesrats, der Molinas Motion vorausging, ist durch den Berner SVP-Ständerat und seinen Urner FDP-Kollegen Josef Dittli (FDP) angestossen worden. Dittli forderte die Regierung auf, darzulegen, wie die Schweiz noch enger mit der Nato kooperieren könnte. Salzmann wollte vom Bundesrat in Erfahrung bringen, wie die Regierung die Verteidigungsfähigkeit der Armee vor dem Hintergrund des Ukraine-Kriegs zu stärken beabsichtige.

Aus neutralitätspolitischer Sicht ist der bundesrätliche Bericht problematisch. Die Stossrichtung könnte deutlicher nicht sein: Die Zusammenarbeit mit der Nato, die seit 1996 mit der Partnerschaft für den Frieden be-

### *In Bern wird den Kritikern einer Nato-Annäherung weiterhin ein rauer Wind entgegenwehen.*

steht und seither schleichend ausgebaut worden ist, soll in Zukunft noch intensiviert werden. Neben den gemeinsamen Übungen mit der Nato, die laut Bundesrat «gesamte Bandbreite der Fähigkeiten» umfassen, plant Bern, auch mehr VBS-Vertreter in die Nato-Hauptquartiere zu entsenden.

Offiziere vor Ort hat das VBS bisher unter anderem bei Allied Command Operations in Mons (Belgien), Allied Command Transformation in Norfolk (USA) sowie an der Nato-Schule in Oberammergau (Deutschland). Derzeit werden weitere Entsendungen geprüft, so zum Beispiel an das Nato Defense College in Rom (Italien). Auch am Military Engineering Centre of Excellence in Ingolstadt (Deutschland) will sich die Schweiz in Zukunft beteiligen. Zudem visiert das VBS an, am Nato Cooperative Cyber Defence Centre of Excellence in Tallinn die Anzahl an Mitarbeitern aufzustocken.

### Es geht ans Eingemachte

Klar dürfte sein: Unter den gegenwärtigen Kräfteverhältnissen in Bern wird den Kritikern einer Nato-Annäherung weiterhin ein rauer Wind entgegenwehen. Das Positive ist, dass nun grundsätzliche Fragen hinsichtlich der künftigen Schweizer Sicherheits- und Aussenpolitik das Parlament erreicht haben. In der Vergangenheit sind Legislative und Öffentlichkeit bei diesem Thema oftmals aussen vor geblieben. Dabei geht es hier ans Eingemachte. Gesägt wird gerade an denjenigen Säulen, auf denen der Schweizer Staat aufgebaut ist.

## RÜSTUNG

# Die nächste Baustelle wartet schon



Neue Ruag-Chefin? Monica Duca Widmer.

In Viola Amherds Verteidigungsdepartement brodeln es. Die Ruag-Abgänge sind bloss die jüngsten Pannen. Inzwischen ist bekannt: Neben Verwaltungsratspräsident Nicolas Perrin nimmt auch dessen Vize Heinz Liechti den Hut. Ex-CEO Brigitte Beck ist seit letztem Sommer weg. Mit Perrin und Beck hatte die Ruag versucht, Schweizer Kriegsgerät via den deutschen Rüstungskonzern Rheinmetall an die Ukraine weiterzureichen. Der Bundesrat lehnte das Vorhaben im Juni 2023 aus Neutralitätsgründen ab.

Nun muss Amherd eine neue Ruag-Spitze bestellen. Zwei Personen sind im Gespräch: die bisherige Verwaltungsrätin Monica Duca Widmer sowie Jakob Baumann. Gerade bei Letzterem dürften Fragen auftauchen: Baumann ist derzeit Präsident des staatsnahen israelischen Rüstungskonzerns Elbit Systems und sass bereits einmal im Verwaltungsrat der Ruag. Er musste diesen verlassen, nachdem er 2008 Schweizer Rüstungschef geworden war. Elbit arbeitet daran, im Bereich der sicherheitsrelevanten High-tech- und Informationstechnologien ein führender Partner des Schweizer Militärs zu werden. Mit der Ruag verbindet den Konzern eine mehrjährige Partnerschaft. Profitieren von der Zusammenarbeit soll nicht bloss die Schweiz, sondern auch Israel. «Der Techtransfer läuft in beide Richtungen», sagte Jakob Baumann kürzlich.

Es sind Aussagen, die aus Gründen der Neutralität heikel sind. Umso erstaunlicher ist es, dass Baumann nun als Perrin-Nachfolger in Stellung gebracht wird. Scheiterte doch Ex-Ruag-CEO Beck gerade auch deshalb, weil sie es mit der Neutralität nicht so genau nahm und keine Bedenken hatte, Panzer an die Ukraine zu senden. Ob Baumann hier wohl eine bessere Figur abgeben würde? *Rafael Lutz*

# Brüssel kennt die Wahrheit

Neuerdings kann die EU-Kommission gegen unliebsame Meinungen im Internet vorgehen. Wo bleibt der öffentliche Aufschrei?

Marc Friedrich

**A**m 17. Februar ist der Digital Services Act (DSA) in Kraft getreten. Haben Sie davon schon gehört? Mit dem DSA müssen digitale Anbieter gegen rechtswidrige Inhalte vorgehen. Aber nicht nur das. Auch was nicht den «EU-Werten» entspricht (wer bestimmt die?) oder «anderweitig schädlich» ist, muss gelöscht werden. Besonders die schwammige Definition «anderweitig schädlich» lässt viel Spielraum zur Auslegung und könnte die freie Meinungsäußerung missbräuchlich beschränken.

Wird in Brüssel ein Wahrheitsministerium wie aus George Orwells Roman «1984» erschaffen? Ist der DSA brandgefährlich und öffnet das Tor zu noch mehr Zensur und Meinungsunterdrückung auf sozialen Plattformen? Falls ja, wo bleibt der öffentliche Aufschrei, wo sind die Demonstrationen und Lichterketten? Lassen Sie uns die Eckdaten anschauen.

## Zensur-Button für alle

Bereits im letzten Jahr ist der DSA für grosse Konzerne wie Meta, Amazon und Co. in Kraft getreten. Zu den ersten Opfern zählte die Plattform X (ehemals Twitter). Erst vor wenigen Tagen hat es die Social-Media-Plattform Tiktok getroffen. Auf Grundlage des DSA hat die EU offiziell Ermittlungen gegen das Unternehmen hinter Tiktok eingeleitet. Seit dem 17. Februar gilt der DSA nun also auch für kleinere Plattformbetreiber mit weniger als 45 Millionen Kunden.



Damit werden wir alle zur Zensurstelle.

Die drei Hauptziele des DSA hören sich zunächst einmal harmlos an. So sollen erstens illegale Inhalte schneller und effektiver von den Plattformen entfernt werden. Zweitens sollen die Plattformen transparenter werden und den Nutzern mehr Kontrolle über ihre Daten geben. Und drittens soll der Wettbewerb im Onlinebereich fairer gestaltet werden. So weit, so gut.

Die betroffenen Unternehmen müssen also künftig Hassrede und Fake News noch aktiver bekämpfen. Illegale Inhalte müssen sofort gelöscht werden. Es muss den Nutzern ermöglicht werden, dass Inhalte auch direkt der EU gemeldet werden können. Bei Twitter, heute X, sieht das Ganze dann so wie in dem nachfolgenden Tweet aus. Man hat also einen neuen Button hinzugefügt, wo jeder Nutzer Inhalte melden kann.

Damit werden wir alle zur Zensurstelle, und einige Mitmenschen werden ihren feuchten Traum der politischen Korrektheit emsig und übereifrig erfüllen. Alleine die Flut der ungerechtfertigten Meldungen wird ein neues Bürokratiemonster entstehen lassen, das Milliarden an nicht produktiven Euros verschlingen wird. Erfolgt die Bekämpfung von Fake News nicht zufriedenstellend, so müssen die Plattformen mit Strafzahlungen von bis zu 6 Prozent des Jahresumsatzes rechnen. Klingt nach wenig. Das kann im Einzelfall aber dann schon mal ein paar Milliarden Euro bedeuten.

Was schädlich ist, bestimmt unter anderem der nicht demokratisch legitimierte EU-Kommissar Thierry Breton. Er feierte den Digital Services Act denn auch als grossen Schritt in Richtung Schutz der Bürger.

Der DSA beinhaltet eine weitere Neuerung, die stark nach «1984» klingt. Konkret geht es um den sogenannten Krisenmechanismus, den Brüssel wegen des russischen Angriffs auf die Ukraine nachträglich vorgeschlagen hat. Dieser gibt der EU-Kommission das Recht, in Fällen wie Pandemie oder Krieg die Anbieter beziehungsweise die Plattformen aufzufordern, bestimmte Massnahmen zu ergreifen, um die Öffentlichkeit zu «informieren» – oder gar zu manipulieren?

Onlineplattformen könnten etwa gezwungen werden, Informationen an Aufsichtsbehörden und Experten abzugeben – ohne Kritik und Gegenfragen. Damit werden die Medien zum Sprachrohr der Regierungen wie zu Corona-Zeiten. Könnte es vielleicht sein, dass man hier eine Rechtsgrundlage schafft, um zukünftig unliebsame Meinungen noch schneller verschwinden zu lassen? Der Verdacht liegt zumindest nahe.

## Lieber vorher löschen

Es bleibt abzuwarten, wie der DSA umgesetzt wird und ob legitime und fundierte Kritik an der EU, an Regierungen und NGOs erlaubt bleibt. Schon jetzt sehen wir in Deutschland erste bedenkliche Entwicklungen. So hat es erst vor wenigen Tagen bei einem Unternehmer aus Bayern eine Hausdurchsuchung

*Einige Mitmenschen werden ihren Traum der politischen Korrektheit emsig und übereifrig erfüllen.*

der Polizei gegeben, weil dieser sich auf Spottplakaten über Grünen-Chefin Ricarda Lang und Wirtschaftsminister Robert Habeck lustig gemacht hatte.

Vieles, was sich mittlerweile als wahr erwiesen hat, wäre in der Corona-Zeit unter dem DSA gelöscht worden. Ich denke dabei vor allem an die Lockdown-Politik, das Schliessen von Schulen, Zweifel an der Wirksamkeit von Masken oder berechnete Zweifel an der Sicherheit und Wirksamkeit der Impfungen gegen Covid-19.

Es ist daher gut möglich, dass die grossen Social-Media-Plattformen übervorsichtig lieber mal alles löschen, um der Strafe zu entgehen. Damit würde der Meinungskorridor noch weiter eingengt. Es ist zu befürchten, dass sich der DSA als demokratieschädigend entpuppt.

Marc Friedrich ist Sachbuchautor, Berater und Finanzexperte. Soeben von ihm erschienen: «Die grösste Revolution aller Zeiten – Warum unser Geld stirbt und wie Sie davon profitieren» (Finanzbuch-Verlag).

# Wir schaffen das

Das Vereinigte Königreich hat eine Zukunft. Sie ist konservativ und heisst Kemi Badenoch.

Zu den attraktiven Eigenarten der britischen Politik gehört, dass Politiker, die besonders viel mit den Ängsten und Ambitionen der weissen Arbeiterklasse verbindet, oft Tory-Frauen sind, die ethnischen Minderheiten entstammen: Priti Patel, Suella Braverman – und die hervorragende Kemi Badenoch. Diese wird als die nächste Präsidentin der Konservativen Partei gehandelt, nachdem im Lauf dieses Jahrs die Wähler alles auf den Kopf gestellt haben. Die *Times* berichtete neulich: «Tory-Verschwörer glauben, Kemi Badenoch habe die besten Chancen, Nachfolgerin von Rishi Sunak zu werden, falls es ihnen gelingt, ihn in den nächsten Monaten abzusagen. «Kemi hat diesen besonderen Faktor, dank dem sie zu den Leuten durchdringen und mit ihnen kommunizieren kann. Sie vermag, die Politik durchzusetzen, die gerade entworfen wird», sagte ein anonymes Tory-Parlamentarier. «Sie vermag die Leute zusammenzubringen.»»

## Brexit als «grösstes Vertrauensvotum»

Olukemi Olufunto Adegoke wurde 1980 in London geboren und wuchs in Nigeria auf. Mit sechzehn kehrte sie allein nach England zurück, um ihre Ausbildung abzuschliessen, und arbeitete zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts bei McDonald's. Ihr Jurastudium absolvierte sie abends, und der Konservativen Partei schloss sie sich an, «weil es mich interessierte und mir Spass machte und mir nicht gefiel, in welche Richtung das Land sich entwickelte». Mit 37 wurde sie Parlamentarierin der Konservativen. In ihrer brillanten Antrittsrede erinnerte sie daran, dass sie «Hausaufgaben bei Kerzenlicht machte, weil das staatliche Elektrizitätswerk [Nigerias] keinen Strom lieferte, und in rostigen Eimern Wasser von weiter holen musste». Zum Schluss pries sie den Brexit als «das grösste Vertrauensvotum aller Zeiten für das Projekt Vereinigtes Königreich».

Ihre Ehe mit Hamish Badenoch und ihre drei Kinder tragen bei zu ihrer «Wir schaffen das, wir meckern nicht»-Ausstrahlung. «Es heisst, man solle seine politischen Helden nie kennenlernen», schrieb Mr Badenoch im *Spectator*. «Ich habe meine Heldin geheiratet.» Er ist Banker, und die Bade-



Liebe zur Heimat: Parlamentarierin Badenoch, 44.

nochs sind vermögend, doch wenn Kemi sagt: «Ich weiss, wie es ist, wenn man nicht genug Geld hat, um zurechtzukommen», dann gehört sie zu der winzigen Minderheit unter den Parlamentariern jeglicher Couleur, der man diesen Satz abnimmt. Sie hat eine erfrischend skeptische Einstellung gegenüber dem Konzept des strukturellen Rassismus und der Besessenheit, mit der so viele sich heftiger mit der Vergangenheit beschäftigen als mit der Zukunft: «Während des British Empires ist Schreckliches passiert, aber auch Gutes, und wir müssen beides im Auge behalten.»

Obwohl ich immer gern Britin gewesen bin, kann dies zurzeit auch mühsam sein: unterwanderte Institutionen, eine wehrlose Polizei, ein tödlich krankes Gesundheitssystem und der verpatzte Brexit. Doch wenn ich Kemi Badenochs schönes Gesicht sehe und ihre hinreissende Stimme höre, die in diesen Zeiten des Zweifels und der Angst so frei von Angst und Zweifeln klingt, dann empfinde ich sie wieder, die Liebe zu meiner Heimat.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

# «Wir müssen die Unterwerfung unter das EU-Regime beenden»

Michel Onfray ist vielleicht Frankreichs meistangefandener Intellektueller. Warum? Weil er Klartext spricht. So wie hier.

*Sarah Pines*

**Weltwoche:** Monsieur Onfray, Sie waren unlängst auf dem Titelblatt der Zeitschrift *Valeurs actuelles* zu sehen, nebst dem Zitat: «L'effondrement de la France en tout et partout», zu Deutsch: «Der Zusammenbruch Frankreichs in allem und überall». Könnten Sie den derzeitigen Zustand Ihres Landes in wenigen Worten beschreiben?

**Michel Onfray:** In wenigen Worten, das ist unmöglich.

**Weltwoche:** In mehr geht auch.

**Onfray:** Ich versuche es mit wenigen: Schauen Sie sich bitte die französischen Schulen in Frankreich an, in denen kein Grundwissen mehr vermittelt wird und von denen Kinder häufig als Analphabeten aus dem Schulsystem entlassen werden; schauen Sie sich die französischen Krankenhäuser an, in denen man stundenlang, wenn nicht tagelang, in der Notaufnahme wartet, dort auch manchmal stirbt, Krankenhäuser, in denen Facharzttermine erst nach drei bis vier Monaten oder noch später vergeben werden. Schauen Sie sich die Armee an, die unsere Waffen an die Ukraine verschenkt, so dass wir einen Angriff auf Frankreich höchstens ein paar Stunden erwidern könnten, nicht mehr; die Universitäten, wo der Wokeismus so weit geht, griechisch-lateinische Geisteswissenschaften abzuschaffen, weil sie angeblich nur für weisse Autoren noch relevant sind; schauen Sie auf die Strassen, wo Messerattacken aus wichtigsten Anlässen stattfinden; in die Gerichte, wo Straftäter von der Richtergewerkschaft als Opfer der Gesellschaft dargestellt werden. Schauen Sie sich die Medien an, in denen die Einschaltquoten und Profitsucht das Gesetz bestimmen; das Verlagswesen, in dem die politische Korrektheit triumphiert; eine Politik, in der die Hälfte der Bürger nicht mehr wählen geht und das Volk den Eliten, die die Macht an sich gerissen haben,



«Zusammenbruch Frankreichs in allem und überall».

zu viel des Guten wird. Sehen Sie sich die Landessitten an, die Kinderhandel [gemeint ist die Leihmutterchaft, d. Red.], Zoophilie, Koprophagie (etwa das zwanghafte Verzehren von Fäkalien) zu einem «fortschrittlichen» Muss deklarieren, legitimiert von der angeblich ebenso fortschrittlichen Presse; schauen Sie auf den Journalismus, der am Ende immer dazu aufruft, in der zweiten Runde von Präsidentschaftswahlen für den Maastricht-Kandidaten zu stimmen; schauen Sie sich die geistige und psychische Gesundheit des Landes an, wo Zombies am Tropf von Alkohol, Drogen, Angsthemmern und Antidepressiva hängen; die Ernährung, wo wir uns gegen unseren Willen mit endokrinen Disruptoren vollstopfen, die uns von der Lebensmittelindustrie aufgezwungen werden. Schauen Sie sich die Landwirtschaft an, in der das Maastricht-Europa den Bauern Regeln auferlegt, um ihnen den Garaus zu machen und die Herrschaft der Lebensmittelindustrialisierung mit Klonfleisch an der Spitze zu errichten – mit Steaks, die Krebstumore sind. Schauen Sie in die Gehirne der meisten Menschen, voll mit verrückten Ideen: Impfungen töten, die Erde ist flach, Aliens sind unter uns.

**Weltwoche:** Ein düsteres Bild.

**Onfray:** Und ich bin nur an der Oberfläche der Dinge geblieben.

**Weltwoche:** Was Sie selbst angeht, so wird kein lebender Philosoph so oft für seine Haltungen und Äusserungen angegriffen. Sie werden regelmässig beleidigt, verleumdet, bedroht und als einer der schlimmsten Islamfeinde Frankreichs bezeichnet. Wie gehen Sie damit um?

**Onfray:** Ich schaue nie in die Mülltonnen, die sich soziale Netzwerke nennen. Ich lese nie, was in der Presse über mich berichtet wird. Psychische Hygiene.

**Weltwoche:** Ich verstehe.

**Onfray:** Ich möchte noch hinzufügen, dass ich seit 1989 schreibe und nie für eine einzige meiner Äusserungen auf all meinen abertausend Seiten oder in den Hunderten von Stunden, die ich im Radio oder Fernsehen gesprochen habe, verurteilt wurde. Wenn es auch nur einen echten Fall von Islamophobie gegen mich gegeben hätte, glauben Sie doch wohl nicht, dass man mich nicht stante pede zu Fall gebracht hätte.

**Weltwoche:** Nach den Niederlanden und Deutschland demonstrierten auch in Frankreich die Landwirte mit Autobahnblockaden gegen sinkende Einkommen, Brüsseler Umweltvorschriften und Pläne für eine höhere

*«Die Gehirne der meisten Menschen sind voll mit verrückten Ideen: Impfungen töten, die Erde ist flach.»*

Besteuerung von Agrardiesel – hier gab die Regierung teilweise nach und erhöhte die Preise für 80 Prozent der Lebensmittel um 2 bis 3 Prozent. Die richtige Massnahme?

**Onfray:** Die einzig richtige Massnahme wäre, die Unterwerfung des französischen Staates unter das Maastricht-Regime der EU zu beenden, das die Völker mit ernannten und nicht gewählten Leuten regiert – zum Beispiel Frau von der Leyen.

**Weltwoche:** Wohin steuert dieses Europa?

**Onfray:** Es will das Ende des bodenständigen Bauernstandes – entschuldigen Sie die Redundanz in der Formulierung – und fördert die Laborlandwirtschaft. Vegetarier und Veganer sind die nützlichen Idioten dieses Genozids an den Bauern, zugunsten der Agrarindustrie: Im Namen des durchaus legitimen Kampfes gegen Tierleid wird Nahrung in ein chemisches Produkt verwandelt, das eine extrem umweltschädliche Industrie braucht. Die Zentrifugen, Kühlschränke, digitalen Schränke, chemischen Mole dieser giftigen Nahrungsfabriken verbrauchen unglaublich viel Energie, was aber die Umweltschützer nicht empört und den Kapitalismus freut, der die weltweite Nahrungsmittelproduktion den Händen der Bauern entreissen und den Industriellen anvertrauen will und wird, die wiederum ein Monopol planen. Europa hat den Tod des Bauernstandes geplant.

**Weltwoche:** Die europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik beruht – banal ausgedrückt – auf einem Flickenteppich unterschiedlichster Waffensysteme. Brauchen wir eine europäische Armee innerhalb der Nato und an der Seite der USA? Anders ausgedrückt: Ist Europa nicht in der Lage, sich ohne die USA zu verteidigen?

**Onfray:** Europas Sünde ist seine Naivität, wenn nicht sein Eurozentrismus. Europa glaubt daran, dass es keinen Krieg mehr geben

wird, schlicht, weil es keinen Krieg mehr will. Man vergisst aber dabei, dass man sich seine Feinde nie aussuchen kann – denn sie sind es, die uns aussuchen.

**Weltwoche:** Gesetzten Fall, Europa würde nun angegriffen. Was dann?

**Onfray:** Wenn die Hamas eine Internationalisierung des Konflikts beschliessen würde, wenn China, der Iran oder Russland Frankreich oder Europa angriffen, würden wir in weniger als einem Tag überfallen, besetzt, überrollt und vernichtet. Ich möchte gar nicht erst von unserer Unfähigkeit anfangen, Soldaten, Kämpfer und Bürger zu mobilisieren, die überhaupt in der Lage sind, eine Uniform anzuziehen.

**Weltwoche:** Die Länder, die Sie nennen, könnten beträchtliche Truppen mobilisieren.

**Onfray:** Und welche Franzosen würden für ihr Land kämpfen? Seit einem halben Jahrhundert lehrt Frankreich seine Staatsbürger, ihr Land zu hassen. Anders formuliert: In Frankreich wird die Bevorzugung des Internationalen gegenüber dem Lokalen auf allen Ebenen der Gesellschaft propagiert und gleichzeitig ihr Korrelat: Hass auf die Nation.

**Weltwoche:** Laut einer Umfrage ist Marine Le Pen derzeit die beliebteste französische Politikerin. Wie konnte es dazu kommen?

**Onfray:** Wegen des bekannten Prinzips, dass die Feinde meiner Feinde meine Freunde sind. Nach dieser Logik sind diejenigen, die Marine Le Pen zu einem Feindbild stilisieren, allerdings selbst verwerflich, weil sie sie nähren und stärken, indem sie gegen sie kämpfen. Schauen Sie, nachdem François Mitterrand im März 1983 der Linken abgeschworen hatte, konnte er sich nur an der Macht halten, indem er die Rechte spaltete: Er war also weniger aus eigener Kraft da, sondern dank der Schwäche der traditionellen Rechten.

**Weltwoche:** Mitterrand hat den Front national instrumentalisiert.

**Onfray:** Was es ihm ermöglichte, vierzehn Jahre lang an der Macht zu bleiben, denn er hatte die Rechte in zwei Lager gespalten. Aber Mitterrand spielte zu sehr Zauberlehrling: Er liess Le Pen aufsteigen, doch konnte nichts, kein nachgeschobener Dämonisierungsversuch ihren Aufstieg aufhalten. Seitdem ist diese Art Negativpropaganda der *bon ton* des öffentlich-rechtlichen Fernsehens und fast aller französischen Zeitungen.

**Weltwoche:** Marine Le Pens Rassemblement national ist explizit projüdisch und proisraelisch. Die linke France insoumise kooperiert

offen mit Islamisten und ist antiisraelisch. Wie konnte es zu dieser «Umkehrung» der Rollen kommen?

**Onfray:** Es ist keine Umkehrung, die Linke ist seit langem antisemitisch. Sämtliche französischen Sozialisten des 19. Jahrhunderts waren Antisemiten, Karl Marx war es und auch Jean Jaurès. Die historischen Holocaustleugner kommen von der Linken – ihr aller Vater, Paul Rassinier, war Kommunist und dann Sozialist. Die PCF, die Französische Kommunistische Partei, wurde mit dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom 23. August 1939, der bis zum 22. Juni 1941 hielt, antisemitisch. Stalin war Antisemit, die französischen Kommunisten waren stalinistisch. Die Linke ist propalästinensisch, also antizionistisch und wie gesagt antisemitisch. Intellektuelle wie Jean-Paul Sartre, Michel Foucault, Gilles Deleuze und andere haben den Terrorismus der PLO gerechtfertigt.

**Weltwoche:** Und jemand wie Jean-Luc Mélenchon?

**Onfray:** Er greift nur die Fackel auf, die man an ihn weiterreichte.

**Weltwoche:** Stichwort Familie Le Pen.

**Onfray:** Jean-Marie Le Pen war Antisemit, man muss nur die tausend Seiten seiner Memoiren lesen, was ich getan habe. Darin lobt er Vichy, Pétain und die Kollaboration, verunglimpft General de Gaulle, hasst die Résistance und zeigt eine besondere Vorliebe für den französischen Faschisten Robert Brasillach. Mit dem Hand- und Namenswechsel zum Rassemblement national, dem heute seine Tochter Marine Le Pen vorsteht, hat diese stets stark mit ihren Führern identifizierte Partei ihren Kurs geändert. Sie ist in der Tat philosemitisch geworden.

**Weltwoche:** Handelt es sich bei dem Antisemitismus, der seit dem 7. Oktober in Frankreich (und Europa) explodiert, tatsächlich um

*«Europas Sünde ist seine Naivität, wenn nicht sein Eurozentrismus.»*

die Rache der sogenannten Unterdrückten oder um einen religiösen Fanatismus, der älter ist als der Staat Israel?

**Onfray:** Der 7. Oktober entfesselte den französischen Antisemitismus, der in der Geschichte bereits zwei Mal Schande über das Land gebracht hat: mit der Dreyfus-Affäre und der Kollaboration unter Pétain. Lange aber hat sich der linke Antisemitismus im Hinblick auf die Schoah bedeckt gehalten, sich höchstens halb-



«Schauen Sie auf die Strassen»: Philosoph Onfray.

## FRANKREICH

# Das Land ist pleite, die Stimmung revolutionär

Vor neun Uhr abends ging die Visite bei der Pariser Landwirtschaftsmesse nie zu Ende. Den Apéro spendierten dann jeweils die Bierbrauer. Ihr Präsident zapfte die erste Stange für Emmanuel Macron, der seinerseits die Humpen für seine Gefolgschaft abfüllte. Im Vorjahr hatte sein Tag mit einem Frühstück bei den Fischern begonnen: Austern, Jakobsmuscheln und Weisswein.

Am vergangenen Wochenende musste es gestrichen werden. Vor dem Präsidenten kam die Polizei. Seit Wochen demonstrieren die Bauern. Auf ihren Traktoren hatten sie versucht, den weltweit grössten Lebensmittelmarkt zu blockieren. Die Eröffnung ihrer Messe verwandelten sie in ein Chaos. Stundenlang mussten die Besucher draussen warten und ganze Hallen geschlossen werden. Der Staatspräsident, König der Anbieterung und Besserwisseri, präsentierte sich dem Nährstand seiner Nation als Pionier der «Ernährungssouveränität».

### Narzisstischer Monarch

Macron, der ehemalige Banker, kam 2017 mit dem Versprechen an die Macht, Frankreich zu einem wirtschaftlichen Kraftzentrum zu machen. Daraus ist nichts geworden. Drei Billionen Euro Schulden und hundert Milliarden Zinsen, mehr als Armee und Bildungswesen kosten.

Die Stimmung ist revolutionär. Seit Macrons Einzug ins Élysée wird das Land von den heftigsten Krawallen seit dem Mai 68 durchgeschüttelt. Die Eliten haben abgewirtschaftet wie der Adel vor 1789. Die Linke und die Rechte existieren nicht mehr. Mit dem neuen Einwanderungsgesetz hat Macron auch noch seine eigene Bewegung «weder links noch rechts» zur Implosion gebracht. Minister und Abgeordnete seiner «Renaissance» schämten sich heimlich und öffentlich. Macron selbst setzte auf die Hüter der Verfassung, um die umstrittensten Paragraphen für illegal zu erklären.

Zur Wiederwahl kann der jüngste Präsident der Fünften Republik 2027 nicht mehr antreten. Mit Gabriel Attal bescherte ihr der narzisstische Monarch ihren jüngsten Premierminister als Klon seiner selbst. Attal muss Macrons letzte politische Mission erfüllen: Marine Le Pen, die dieser zweimal besiegte, als Präsidentin verhindern. Das Rassemblement national ist seit vierzig Jahren die einzige stabile Grösse der französischen Politik – Tendenz steigend.

Die Bildung der neuen Regierung war ein einziges Fiasko. Ausgestattet wurde sie mit dem Auftrag einer nationalen und moralischen «Aufrüstung». Auch einer «demografischen». Neuerdings beflissigt sich Macron einer Rhetorik, die bislang als rechtsextrem und neofaschistisch empfunden wurde. Mit der Ernennung von Rachida Dati zur Kulturministerin hat er die Republikaner, die ihre «Verräterin» umgehend ausschlossen, weiter geschwächt. Sie wurden traditionellerweise von den Bauern gewählt.

Nach ihren Protesten bewilligte Attal umgehend 400 Millionen Euro. Tage zuvor hatte er in seiner Regierungserklärung angekündigt, bis 2027 das jährliche De-

seine Schulden zahlen. Im laufenden Jahr will er für die Armee vierzig, für das Unterrichtswesen sechzig (Zuwachs um 6,5 Prozent) ausgeben.

### Fortan die Wahrheit

Schon Mitte Februar musste das Budget revidiert werden. Zehn Milliarden wurden gestrichen. Die Hälfte geht auf den Lebenswandel des Staats, der Rest – weitgehend – auf Kosten des ökologischen Umbaus. Fortan werde man die Wahrheit sagen, versprach Finanzminister Bruno Le Maire im Fernsehen. Und Macron den Bauern keine Millionen, sondern die Einführung von Mindestpreisen für ihre Produkte. Und die Priorität bei der Verteilung des Wassers.



«Wo ist unser Geld?»: Pariser Landwirtschaftsmesse, 24. Februar.

fizit auf 3 Prozent des Staatshaushalts zu reduzieren – das waren einst die Maastricht-Kriterien. Noch sind es 5 Prozent.

Die Rechnung geht nicht auf, weder politisch noch finanziell. In zwanzig Jahren sind die Schulden von 1000 auf über 3000 Milliarden Euro angestiegen. Ende Januar veröffentlichte das Finanzministerium die Zahlen für 2024. Den erhofften Einnahmen von 311 917 Millionen Euro stehen Verbindlichkeiten von 453 241 Millionen gegenüber.

Frankreich ist pleite. Agnès Verdier-Molinié, Autorin von «Où va notre argent?», rechnet vor: Wenn die Rating-Agenturen Frankreich abstrafen und die Zinsen steigen, muss der Staat hundert Milliarden Euro für

Die Revolution entzündete sich am Brotpreis nach einer schlechten Ernte im verregneten Sommer 1788. Auch der dem König zu Hilfe geeilte Genfer Bankier Jacques Necker hatte die Schuldenkrise nicht lösen können. Für die Neubestellung des Europaparlaments im Juni schickt Renaissance eine unbekannte Bauerntochter als Spitzenkandidatin ins Rennen. Die Republikaner stellen dem konservativen Philosophen François-Xavier Bellamy eine echte Landwirtin zur Seite. Die Umfragen sehen das Rassemblement national an erster Stelle. Und bei der Nachfolge Macrons dessen designierten Thronfolger hinter Marine Le Pen.

Jürg Altwegg



herzig gezeigt, etwa in Sartres Verteidigung des Schwarzen September, in Deleuzes Lobpreisung von Jassir Arafat in der *Revue d'études palestiniennes* aus dem Jahr 1984, in Jean Genets Verherrlichung militanter palästinensischer Fedajin, oder Foucaults Abfeiern des antisemitischen theokratischen Regimes von Ajatollah Chomeini im *Corriere della Sera*.

### «Die alte Linke verstand etwas von Dialektik, Rhetorik und Sophistik.»

Und heute?

**Weltwoche:** Nun, da Frankreich islamisiert wird, steht die Linke im Begriff, ihre Glaubwürdigkeit endgültig zu verlieren. Nachdem sie ihre Unfähigkeit bereits im Frankreich Mittelerrands oder in Sowjetrußland unter Beweis gestellt hat, hat sie sich für eine islamisch-linksextreme Software zur Rückeroberung ihres Territoriums entschieden. Der 7. Oktober war für sie die Gelegenheit, ihre Truppen zu sammeln. Und was macht man, wenn man seine Truppen gesammelt hat? Man bläst zum Angriff.

**Weltwoche:** Unlängst rief Emmanuel Macron dazu auf, «einem grassierenden, enthemmten Antisemitismus in nichts nachzugeben», und bezeichnete den Angriff vom 7. Oktober als das «grösste antisemitische Massaker unseres Jahrhunderts». Wie beurteilen Sie die Haltung des Präsidenten angesichts des Krieges in Israel und des grassierenden Antisemitismus in Frankreich?

**Onfray:** Macron hat seine von Ihnen zitierte Haltung in dem Moment aufgegeben, als er am 12. November 2023 nicht zur Demonstration gegen den Antisemitismus erschienen ist, wozu ihm von seinem Freund Yassine Belattar, der alles andere als ein unbeschriebenes Blatt ist, geraten wurde.

**Weltwoche:** Yassine Belattar ist ein französischer Komödiant und Radiosprecher, dem Verbindungen zu Islamisten nachgesagt werden und der zum Beraterstab von Emmanuel Macron gehört.

**Onfray:** Belattar liess Macron wissen, dass er, wenn er die Vorstädte nicht in Brand setzen wolle, besser davon absehe, zu der Demonstration zu gehen.

**Weltwoche:** Warum ist es insbesondere für die politische Linke, aber auch für den Mainstream so schwierig, anzuerkennen, dass ein beträchtlicher Teil der palästinensischen Bevölkerung dem Massaker der Hamas applaudiert hat und weiterhin applaudiert? Warum weigert sich die Linke, sich mit dem Antisemitismus in ihren eigenen Reihen auseinanderzusetzen?

**Onfray:** Aus wahltaktischen Gründen. Es ist profitabler, die islamisierten Vorstädte auf seiner Seite zu haben als die Juden in Frankreich: Nur 600 000 Juden leben hier, während es fast sechs

Millionen Muslime gibt. Rechnen Sie nach: Jean-Luc Mélenchon hat es getan. Die Sozialisten und Umweltschützer der Nupes auch.

**Weltwoche:** Wie würden Sie den Unterschied zwischen rechtem und linkem Antisemitismus beschreiben?

**Onfray:** Der rechte Antisemitismus ist der Ansicht, dass die Juden sich von der Nation abspalten, dass sie ein Volk im Volk sind und die nationale Einheit gefährden. Der Monarchist Charles Maurras beispielsweise dachte, dass Juden zusammen mit Protestanten und Freimaurern ein vereintes Frankreich verhinderten. Der linke Antisemitismus ist der Ansicht, dass Juden reich sind, dass sie Kapital besitzen, den Kapitalismus verkörpern und dass man sie loswerden muss, um die klassenlose Gesellschaft zu verwirklichen.

**Weltwoche:** Und was haben beide gemein?

**Onfray:** Dass sie überall Juden wittern, die angeblich im Verborgenen wirken und die Verwirklichung linker oder rechter politischer Fantasien verhindern: ein katholisches Land weisser Rasse oder ein revolutionäres Land jakobinischer Kommissare.

**Weltwoche:** Seit dem 7. Oktober haben Linkseln die Muslime von heute häufiger mit den von den Nazis verfolgten Juden verglichen. Könnten Sie das kommentieren?

**Onfray:** Das ist links-islamistische Sprache, die die historische Wahrheit umkehrt – eine Variation der Holocaustleugnung und des Revisionismus. Die alte Linke verstand etwas von Dialektik, Rhetorik und Sophistik, konnte argumentieren, dass es am helllichten Tag Nacht sei oder zu eines Menschen Besten, wenn er geköpft würde. Derzeit handelt es sich also um das Wiederaufleben einer negationistischen Rhetorik, einer revisionistischen Sophistik, die es ermöglicht, Unwahrheiten auszusprechen und sie als Wahrheit zu verkaufen.

**Weltwoche:** In diesem Falle, dass die Muslime in Frankreich ...

**Onfray:** ... mit den Juden der 1930er Jahre, dann mit den Juden unter Vichy zu vergleichen wären, diese gar seien. Aber wo sind die franzö-



schen Gesetze, die es Muslimen verbieten, Lehrer, Ärzte, Journalisten, Anwälte, Bankiers oder Akademiker zu sein? Wo sind die Gesetze, die es erlauben, ihr Eigentum zu konfiszieren? Wo sind die Gesetze, die Muslimen verbieten, Mischehen einzugehen oder sexuelle Beziehungen mit Nichtmuslimen zu haben – Letzteres ist übrigens eher eine Weisung der Scharia. Wo sind die französischen Gesetze, die Razzien, Deportationen und die Vernichtung von Muslimen mit dem Ziel erlauben, sie in Gaskammern, später in Krematorien zu Asche zu verbrennen?

**Weltwoche:** Eine die Geschichte verharmlosende Rhetorik.

**Onfray:** Allerdings. Diese Rhetorik ist eine Form der Leugnung und der Verharmlosung der Schoah, denn wenn die heutigen Muslime, von denen keiner getötet wird, weil er Muslim ist, dasselbe sind wie sechs Millionen Juden, die vernichtet wurden, weil sie Juden waren, dann tut man kund, dass die historische Wahrheit und die Schoah zu vernachlässigende Grössen sind, in den Worten Jean-Marie Le Pens: «Un point de détail de l'histoire».

**Weltwoche:** Zeigen die pro-palästinensischen Demonstrationen in Frankreich wirklich ein wahres Bild der Situation in Frankreich? Oder gibt es eine Art schweigende Mehrheit, die in Wirklichkeit eher proisraelisch und antisemitisch eingestellt ist?

**Onfray:** Diese pro-palästinensischen Demonstrationen bringen das nach Mélenchons Wunsch kreolisierte Volk auf die Strasse: das

### «Es ist profitabler, die islamisierten Vorstädte auf seiner Seite zu haben als die Juden in Frankreich.»

für Adama Traoré oder Nahel Merzouk und gegen Polizeigewalt demonstriert, nicht aber gegen Antisemitismus.

**Weltwoche:** Traoré war ein 24-Jähriger, der 2016 bei einer Polizeikontrolle ums Leben kam, im Juni 2023 starb der siebzehnjährige Merzouk durch Schüsse französischer Polizisten.

**Onfray:** Viele derjenigen, die immer wieder gegen Polizeigewalt demonstrieren, nicht aber gegen Judenhass, sind den Polizeidiensten wohlbekannt. Bereits Édouard Glissant, der Theoretiker der Kreolisierung schlechthin, stellte fest, dass die Kreolisierung zwar ohne Gewalt stattfinden könne, dass es aber kein Beispiel dafür gebe, dass sie jemals ohne Gewalt existiert habe.

**Weltwoche:** Die jüdische Bevölkerung in Frankreich ist stark zurückgegangen. Viele französische Juden sind nach Israel ausgewandert. Wird sich der jüdische Exodus aus Frankreich fortsetzen?

**Onfray:** Leider ja, denn es zeichnet sich nichts am Horizont ab, was verhindern könnte, dass das Schiff noch weiter sinkt.

# Die Hamas-Mafia

Mit dem Elend in Gaza steigt der internationale Druck auf Israel. Dabei wird übersehen: Nicht Israel, sondern die Hamas hat das Schicksal der Palästinenser in der Hand.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Tote, Hungersnot, Verwüstungen: Der Gazastreifen ist am Verelenden. Seit dem Tag, an dem die Hamas mit 3000 Terroristen Israel angegriffen hat, 1200 Menschen ermordete, vergewaltigte und 240 in den Gazastreifen entführte, von denen immer noch 134 unter unmenschlichen Bedingungen festgehalten werden, wird die Welt mit verstörenden Bildern überschwemmt. Israels Armee schlägt im Krieg, der dem Land aufgezwungen wurde, mit voller Wucht zurück. Die Israelischen Verteidigungstreitkräfte (IDF) bemühen sich zwar, den Kollateralschaden zu begrenzen. Aber die Hamas benützt für ihre Raketenabschussrampen und Munitionslager zivile Anlagen. Dass sie die Zivilbevölkerung als menschliche Schutzschilde missbraucht, hat fatale Konsequenzen: 29 692 Palästinenser seien tot, melden die Hamas-Behörden, wobei unklar ist, wie es ihnen gelingt, mitten im Krieg eine dermassen genaue Statistik zu erstellen. Sicher ist bloss: Die Zahl umfasst auch 12 300 Terroristen, die von den IDF im Kampf getötet wurden.

## Wie die Hamas vom Krieg profitiert

Die Lage ist prekär. Es gibt zu wenig Wasser, zu wenig Nahrung. 60 Prozent der Gebäude seien unbewohnbar, analysieren Ökonomen aufgrund von Satellitenbildern, und es werde vier Jahre dauern, bis der Schutt weggeräumt sein werde. Entsprechend laut sind die Forderungen, Israel solle den zerstörerischen Orlog der Gewalt beenden. Und zwar sofort!

Nichts leichter als das. Die Hamas müsste bloss die Menschen freilassen, die sie am 7. Oktober gekidnappt hat. Dann wäre der Krieg schnell vorbei. Aber die Hamas-Führung denkt nicht daran. Während sie die Zivilbevölkerung leiden lässt, hat sie sich in Tunnelanlagen verschanzte, die über Strassenbahnen für Handwagen, elektrische Beleuchtung, Kommunikationsknoten und Ventilatoren verfügen.

Während die Bevölkerung darbt, haben die Hamas-Chefs ein Vermögen angesammelt. Bei ihren Hausdurchsuchungen fanden die IDF mehr als eine Milliarde Dollar in den Tresor-



Ein Vermögen angesammelt: Abu Marzouk.

ren der Radikal-Islamisten, die der Hamas in den vergangenen fünf Jahren zugeflossen sind. Die Gelder kamen aus Katar, aus dem Iran, sie kamen von Spendenorganisationen im Westen, und sie wurden von Zuwendungen internationaler Hilfswerke abgezweigt. Die Hamas schröpfte auch die Bevölkerung. Auf allen Gütern, die durch Tunnels aus dem angrenzenden Ägypten nach Gaza geschmuggelt wurden, erhob sie einen Importzoll von rund 20 Prozent, womit die Hamas pro Jahr eine halbe Milliarde Dollar einnahm. Nur ein kleiner Teil der Gelder kam den Bürgern zugute. Es wurden damit weder Schulen noch Strassen, noch Kliniken gebaut, sondern Terroranlagen, vor allem ein umfangreiches Waffenarsenal und Raketen sowie

die unterirdische Stadt, in der sich die Terrorchefs jetzt verstecken.

Europa und die internationale Gemeinschaft sowie Katar überwiesen der Hamas Gelder für Infrastrukturarbeiten im Gazastreifen. Das befreite die Terrororganisation von der Aufgabe,

*Die Hamas müsste bloss die entführten Geiseln freilassen, dann wäre der Krieg rasch vorbei.*

sich um die Finanzierung des zivilen Systems und der grundlegenden Dienstleistungen für die lokale Bevölkerung zu kümmern, und ermöglichte es ihr, die militärischen Einrichtungen zu finanzieren und ihre Einheiten zu bewaffnen.

## Keine Eile mit dem Frieden

Während Gaza blutet, führt die Spitze der Hamas weitab der Kriegszone ein Luxusleben. Ismail Haniyya, der Leiter des Politbüros, der seit 2023 in Doha lebt, verfügt über ein Vermögen, das auf vier Milliarden Dollar geschätzt wird. Die Besitztümer seines Vorgängers, Khaled Mashal, der ebenfalls weit weg von Gaza lebt, werden auf bis zu fünf Milliarden Dollar geschätzt, die in Ägypten und in Immobilienprojekten in den arabischen Golfstaaten angelegt sind. Mousa Abu Marzouk, der informelle Aussenminister und Hamas-Mitgründer, soll demgegenüber «bloss» über drei Milliarden Dollar verfügen.

Zudem kontrolliert die Hamas Vermögenswerte im Wert von schätzungsweise mehr als 500 Millionen Dollar. Dazu gehören unter anderem Unternehmen im Sudan, in der Türkei, in Saudi-Arabien, Algerien und den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE).

Dass es die Hamas-Führung mit dem Frieden nicht eilig hat, ist deshalb – aus ihrer Sicht – nachvollziehbar. Sie weiss: Selbst wenn in Gaza alles zerstört ist, haben die Chefs reichlich Geld, um finanziell zu überleben. Und sie bauen darauf, dass das Finanzimperium der Hamas-Mafia selbst dann bestehen bleibt, wenn das Terrorregime im Gazastreifen am Ende ist.

# Alles wird gefördert, nur ich nicht

Warum, zum Teufel, wollen alle andauernd die Medien «fördern»?



**H**eute beginne ich mit einem konkreten Vorschlag. Es braucht in der Schweiz eine staatliche Förderung der Medienkolumnisten.

Das ist staatspolitisch wichtig. Medienkolumnisten sorgen für Transparenz in der öffentlichkeitsrelevanten Informationsvermittlung und tragen dadurch in hohem Mass zur Meinungsbildung bei. Ihre Aufgabe ist bedeutsam für die Stärkung der Demokratie.

Mein konkreter Vorschlag darum: Es braucht eine Medienkolumnistenförderung (Mkf). Sie ist im Departement von Bundesrat Albert Rösti angesiedelt. Der Etat der Mkf beläuft sich auf zehn Millionen Franken im Jahr.

Ich sage Ihnen, was nun passiert. Ich bin heute der einzige regelmässige Medienkolumnist in einer Schweizer Zeitung. Fliessen nun zehn Millionen an Subventionen für Medienkolumnisten, wird es plötzlich Dutzende von Medienkolumnisten in der Schweiz geben.

Das Beispiel zeigt, wie Medienförderung funktioniert. Der Staat finanziert Angebote, die den privaten Medienhäusern zu teuer, zu aufwendig und zu riskant sind, wie etwa das Angebot eines regelmässigen Medienkolumnisten.

Darum gibt es im Land nur einen Medienkolumnisten. Aber es gibt andererseits Dutzende von regionalen Radio- und TV-Sendern. Auch sie wären den privaten Medienhäusern zu teuer, zu aufwendig und zu riskant. Aber der Staat finanziert ihnen die Sender mit 86 Millionen Franken im Jahr.

Warum also werde ich nicht subventioniert? Ich bin als Medienkolumnist mindestens so relevant wie all diese staatlich bezahlten Dudel-

kanäle, die nur Hitparadensongs und TV-Konserven herunternudeln.

Aber ich bin optimistisch. Ich glaube, es ist nur eine Frage der Zeit, bis die staatliche Medienkolumnistenförderung kommt. Denn es gibt kaum ein anderes politisches Thema, bei dem sich die Politiker mit kreativen Ideen derart überschlagen wie beim Thema der Medienförderung.

Zwei Jahre ist es her, seit das Volk das Massnahmenpaket zur Medienförderung an der Urne rauschend versenkte. Schon wenige Tage danach legten Parlamentarier eifrig neue Vorschläge für eine nächste Medienförderung auf den Tisch. Der letzte Versuch stammt von Medienminister Albert Rösti. Der SVP-Bundesrat möchte alle elektronischen Medien subventionieren, kann sich aber auch vorstellen,

*Man nennt es «fördern»,  
aber fördern heisst nicht fördern,  
sondern zähmen.*

Zeitungsredaktionen mit Steuergeldern auszurüsten. Warum, zum Teufel, wollen alle andauernd die Medien «fördern»?

Das Problem ist der Kontrollverlust der Politik. Journalisten haben einigen Einfluss auf öffentliche Sachfragen wie auf öffentliche Karrieren. Aber sie sagen ihre Meinung ohne irgendwelche Instruktionen der Politik.

Für Politiker ist das eine verwirrende Situation. Sie sind es gewohnt, alles zu regulieren, von den Öffnungszeiten der Strassencafés bis zur Lautstärke der Rasenmäher. Bei den Medien klappt diese Aufsicht nicht.

Nun wissen aber Politiker genau, wie man regulatorische Korsetts erzeugt. Man schüttet üppig Steuergelder aus. In der Energiepolitik gibt es dann Subventionen für Wärmepumpen. In der Familienpolitik gibt es Subventionen für Kitas. Die Empfänger werden so abhängig und gefügig.

**I**n der Medienpolitik ist der Ansatz identisch. Es braucht Subventionen für journalistische Angebote. So bringt man die Branche in finanzielle Abhängigkeiten, aus denen sie nicht mehr herausfindet und die zu redaktionellem Opportunismus führen.

Das beste Beispiel sind genau jene privaten TV- und Radiokanäle, die man mit 86 Millionen im Jahr durchfüttert. Der Effekt ist wie gewünscht. Keiner dieser Sender liefert je eine scharfe staatskritische Recherche oder die Aufdeckung einer politischen Affäre. Nein, die Redaktionen danken den obrigkeitlichen Geldsegen mit publizistischem Wohlverhalten.

Schon lange träumt die Politik davon, dieses Modell der Domestizierung auf Online-Anbieter und auf Zeitungsredaktionen auszuweiten. Man nennt es «fördern», aber fördern heisst nicht fördern, sondern zähmen.

Rösti plant nun wieder einmal den grossen Wurf der Medienförderung. Er wird scheitern, wie schon etliche seiner Vorgänger. In der Medienpolitik braucht es nicht den grossen Wurf, es braucht kleine, praktikable Schritte.

Der erste, weil sehr praktikable Schritt ist darum die schnelle Einführung der Mkf, der staatlichen Medienkolumnistenförderung. Ich sichere dem Bundesrat dabei meine volle Unterstützung zu.

# Unsere Lust schmilzt nie

Bekenntnisse eines Ski-Egoisten.

Tom Kummer



*Nur Glücksgefühle.*

**W**ie viel Wut verträgt die Welt? Morgendämmerung. Sechzig Minuten liegen zwischen meiner Stadtwohnung und dem Eiger-Express. Auf der Autobahn stauen sich bereits die Pendler. Wir fahren in die andere Richtung. Freie Fahrt. Radio an:

«Hallo, ihr Ski-Egoisten da draussen!»

Gerade spricht eine Moderatorin auf Radio Rabe.

«Schon mal was von wütendem Wetter gehört?»

Stille. Ich sitze neben einer Gleichgesinnten. Wir sind uns Anfeindungen gewohnt.

«Die Nullgradgrenze ist mal wieder über 2000 Meter geklettert, der Schnee schmilzt. Im Klartext, Leute: Skifahren, übrigens wie Fleischessen, ist einfach nicht mehr zeitgemäss...»

Verstanden. Unsere Lust schmilzt nie. Radio aus. Wir reden wenig, während wir Richtung Berner Oberland gleiten. 6.30 Uhr. Wir werden die erste Gondel schaffen. Wie immer. Unser Ritual ist längst perfektioniert, Ausrüstung immer einsatzbereit, wie bei der Feuerwehr. Gerade beginnt unser 28. Skitag der Wintersaison 2023/24.

## Leben fast nur fürs Skifahren

Wir schweben jetzt hoch, in der modernsten Gondelbahn der Welt. Montagmorgen. Tunnelblick. In Gedanken bereits bei der Frage, welche Piste am Eiger wir zuerst befahren. Oder machen uns ganz andere Sorgen stumm? Wann kommt der Schnee? Warum kommt er nicht? Und kann Wetter, die kleine Schwester des Klimas, wirklich wütend werden?

In der Grosskabine gleiten wir jetzt Richtung Eigergletscher. Gleichgesinnte sind dabei. Wir

schauen uns an. Lächelnd, wissend: Wir repräsentieren eine neue Klasse in unserer Gesellschaft. Für uns ist Zeit wichtiger als Geld. Ein deutscher Soziologe erklärte uns kürzlich zu «Zeitmillionären». Was soll das sein? Wir leben minimalistisch, reduzieren alles – materielle Güter, Erwartungen, vor allem die Arbeit. Im Winter leben wir fast nur fürs Skifahren. Dabei wird der Blick auf die Wetter-App bedeutender als das Studium von Börsendaten.

Ich gebe zu, wir sind durch und durch Städter – wohnen aber bewusst mit freier Sicht auf jene Berge, die im Saison-Abo enthalten sind. Ja, die Saisonkarte! Die wichtigste Karte in unserem Leben, nicht die Kreditkarte. Es ist ein unscheinbares Kärtchen, das ein Foto von uns zielt. «Top4» steht bei uns drauf – was auf

## *Ja, die Saisonkarte! Die wichtigste Karte in unserem Leben, nicht die Kreditkarte.*

jene Spielplätze verweist, wo sich unser Winter abspielt: Hasliberg/Meiringen, Adelboden/Lenk, Gstaad/Saanenland, Jungfrauregion.

Dann geht alles ganz schnell. Die Nachdenklichkeit endet. Wir sind oben, stehen über der Piste, die Welt zu Füssen. Der perfekt präparierte Hang. Der Blick in die Tiefe lässt uns abheben. Das Schweben beginnt. Da ist es: das verdammte Glück, dank einem kleinen Kärtchen. Es gibt längst Zehntausende von uns, die sich die Schweizer Spassteuer von 850 Franken leisten. Im Vergleich: Eine Tageskarte in der Jungfrauregion kostet derzeit 75 Franken. Zwei Welten.

Wer zur guten Welt der Top-4-Vielfahrer gehört, kann man an diesem herrlichen Morgen in der Gondel fast riechen. Draussen am Hang erkennen wir uns an der Ausrüstung, an der Art, wie routiniert wir uns auf den Sessellift setzen, wie entspannt wir uns davon lösen. Dann die ersten Schwünge. Wir beherrschen viele Stile, zitieren im Schnee die Geschichte unseres Sports: zeigen Klasse beim Carven, der aggressivsten aller Sportposen, mit der ausufernden Ausholbewegung, selbst im steilsten Gelände mit ruhiger Armhaltung, tief in den Knien, wie auf Schienen. Um dann gleich einen verspielten Kurswechsel zu offenbaren, ein Zitat auf eine altmodische Umsteigetechnik à la «Goldjunge» Heini Hemmi. Oder grazil wedelnd, wie die Oldies, immer vorausschauend, wenn nötig das Tempo drosselnd.

## Privileg für die Wohlhabenden

Viele von uns sind mit «langen Latten» aufgewachsen, beherrschen das Schwingen auf kleinstem Radius. Wohl wissend, dass es dank hochwertigem Material heute viele «Könner» gibt, alles geht leicht: Freestyle, Deep Powder, Rückwärtsfahren. Obwohl wir Jibs, Jumps, Pipes und Kickers im Fun-Park auslassen. Abgründe blenden wir immer aus. Das ist unsere Stärke. Emotionaler Minimalismus. Nur Glücksgefühle lassen wir in uns rein. Keine Wut.

Ich will ganz ehrlich sein: Es gibt auch eine dunkle Seite im endlosen Winter. Manchmal fühlt sich unsere Saison-Abo-Existenz wegen der Anfeindungen wie eine dystopische Geheimloge an. Dabei muss ich vielleicht erwähnen, dass Dystopien auch inspirierend sein können – dieses pessimistische Zukunftsbild,

das auf bedenkliche gesellschaftliche Entwicklungen verweist. Schon als die Engländer die Schweizer Berge entdeckten, war Skifahren ein Privileg für die Wohlhabenden. Exklusiv. Dahin geht heute die Entwicklung. Der Skisport wird langfristig in eine Nische zurückschrumpfen. Denn sonst ist das Geschäft mit dem Wintersport nicht zu retten. Obwohl der Status der privilegierten Nischenexistenz überhaupt nicht zu uns passt. Denn unsere Leidenschaft für ein Winterleben auf Skis ist ganz natürlich gewachsen, basiert in meinem Fall auf nachhaltig denkenden Naturalisten und steckt längst in meinen Genen.

Schon Vater und Mutter waren in den 1950er Jahren dabei. Obwohl es damals noch keine Saison-Abos gab, die ganze Regionen abdeckten. Die Ski-Enthusiasten von damals verstanden sich als Utopisten, die den Sinn des Lebens in unseren Bergen fanden. Sie organisierten sich auf Skitouren und massen sich an Hängen, die nur von den Hingebungsvollsten gemeistert werden konnten: «Le Mur suisse» zum Beispiel – eine der steilsten Pisten der Welt, an der Ostseite des Chavanette-Passes im Wallis. Oder die zwölf Kilometer lange Gletscherabfahrt am Titlis, die legendäre Olympia-Piste in St. Moritz. Die heute als «Franz-Heinzer-Abfahrt» bekannte Strecke am Stoos mit Gefällen von 90 Prozent. Klassiker wie die Parsenn-Abfahrt, die Lauberhornstrecke oder die längste Abfahrt des Kontinents, am Fuss

### *Im Lift nach oben setzt immer wieder Nachdenklichkeit ein – über unser Land, unsere Zukunft.*

des Matterhorns, 25 Kilometer lang. Viele dieser Traumstrecken waren damals nur mit Tourenskis erfahrbar. Atemberaubend! Süchtig machend! So kerbte sich eine Leidenschaft in die DNA der Schweizer Ski-Utopisten. Wir sind das Resultat davon. Und kommen davon nicht mehr weg.

Heute schweben wir in modernsten Gondeln über perfekt präparierte Hänge. Dabei werden wir zu einer seltsamen Nachdenklichkeit angeregt. Ein schlechtes Gewissen? Erst oben an der Piste löst sich dieses Denken auf. Wir fahren nur noch Ski, verwandeln uns zu Ski-Egoisten. Den Hundschopf runter, die immer perfekt präparierte Metsch-Autobahn, die 88-prozentige Neigung der Direttissima-Abfahrt über Mürren, der immer gesperrte Zielhang am Kuenisbergli, die lieblichen Hänge über Saanenmöser, die epische Videmanette-Piste nach Rougemont. Top-4-Gebiete.

Ich gebe zu, mit unserem Zeitmillionärenstatus haben wir etwas aufgebaut, was uns in der Öffentlichkeit exponiert. Kürzlich löste ich einen wütenden Mini-Shitstorm aus, bloss weil ich drei Tage hintereinander auf Instagram sonnige Selfies mit Skihelm und golden glänzender Schneibrille gepostet habe. Selbst Freunde sahen

in uns plötzlich das Symptom einer Wohlstandsgesellschaft, verglichen unser Treiben mit einem *all you can eat*-Buffet.

Logisch, kann man den inneren Seelenkonflikt, den auch wir beim Skifahren austragen, auf Selfies nicht sofort ablesen. Alles sieht nach *fit and fun* aus. Aber das stimmt nicht. Im Lift nach oben setzt immer wieder Nachdenklichkeit ein – über unser Land, unsere Zukunft. Wie zum Beispiel auch bei uns immer mehr Menschen immer stärker den sozialen Austausch benötigen – je virtueller unsere Lebenswelt wird, desto wichtiger wird diese Funktion des Ski- und Liftfahrens. Das ist es!

### **Postapokalyptische Skination**

Dank unserer Saisonkarte können wir auch persönlich wachsen. Wir kennen den Berg, die Industrie, die Macher dahinter. Wir spüren den Respekt, der uns entgegengebracht wird. Liftpersonal begrüsst uns meistens mit Vornamen. Sie kennen uns. Wir sind die Guten, die Glaubwürdigen. Sie wissen, dass wir den Massentourismus eigentlich verabscheuen, jeder Berührung mit seiner ansteckenden Börsartigkeit und Verrohung aus dem Weg gehen möchten. Auch haben wir längst auf den Pisten ein realistisches Gespür für unsere Zukunft in einer postapokalyptischen Skination entwickelt. Ein Insiderwissen, das sich sonst einzig den Einheimischen offenbart; und hoffentlich auch jenen Marketingexperten, Lokalpolitikern und Unternehmern, die das Schicksal und die Zukunft unserer Berge verantworten.

Wissen hilft, Schrecken zu verdauen. Zum Beispiel, wenn wir in der Gondel mit den Narben in unserer Landschaft konfrontiert werden. Wenn die riesigen Parkplätze der Schneekanonen auftauchen, die massive Erodierung, die Neubauten, der Wahnsinn am Berg. Aber dann spüre ich wieder mein Kärtchen in der Hose, meine Toleranz, meine Entspanntheit, meinen Glauben an die Zukunft – denn auch Dystopien können inspirierend sein. Die Saisonkarte lässt dich aufgeschlossener denken, vielleicht auch liebender. In Momenten des Gleitens über die Schneelandschaft finden wir zu uns, zu unserem Land. Dem Schweben auf der Piste folgt die Nachdenklichkeit auf dem Lift. Und so geht dieser Rausch auf Schnee und Kunstschnee immer weiter, bis eine Landkarte des präzisen Denkens im Kopf entsteht – auch Vernunft genannt.

Was nicht immer von Vorteil ist. Das kann auch bei uns eine existenzielle Krise auslösen. Die Vorahnung an ein Schreckensszenario: Unser Top-4-Kärtchen lässt sich nicht mehr aufladen. Die Schranke dreht nicht mehr. Der allerletzte Skitag droht.

Was dann?

Wie viel Wut verträgt die Welt?

Tom Kummer ist Schriftsteller in Bern.

Jetzt anmelden: *Weltwoche*-Gipfeltreffen der Ski-Legenden Pirmin Zurbriggen und Marc Giradelli mit Roger Köppel am 21. März in Zürich. Details im Inserat auf S.14.

## NACHRUF

### Plötzlich ging es um alles oder nichts

Kevin Holdener (1990–2024) — Es war vor elfeinhalb Jahren, als mir die damals neunzehnjährige Wendy Holdener bei einem Interviewtermin auf die standardisierte Frage, wie es ihr gehe, antwortete: «Nicht gut; mein Bruder ist schwerkrank – er hat Krebs.» So kam ich mit der Geschichte von Kevin Holdener, dem talentierten jungen Skifahrer, der vom gleichen träumte wie seine Schwester, in Berührung – und lernte einen sensiblen, intelligenten und kämpferischen Menschen kennen. Mit einem Schlag wurde das Leben der Holdeners aus Unteriberg damals auf den Kopf gestellt. Statt um Hundertstelsekunden ging es um alles oder nichts.

Kevin nahm den Kampf an: «Die Ärzte sagten mir, dass meine Physis im Kampf gegen den Krebs entscheidend ist.» Regelmässig meldete er sich per E-Mail bei mir: «Unterdessen habe ich schon sechs Chemotherapiezyklen hinter mir, und mein Körper wurde von diesen Medikamenten sehr beansprucht.» Trotzdem absolvierte Kevin die Abschlussprüfungen im Sportgymnasium Davos. Ich fragte ihn, ob er sich eine Rückkehr in den Spitzensport vorstellen könne. Kevin antwortete mit beeindruckender Nüchternheit: «Nicht wirklich. Meine Kondition hat enorm gelitten.» Im Vordergrund stehe die Gesundheit. «Ob ich den Krebs wirklich besiegt habe, lässt sich erst in fünf Jahren sagen.» Das war vor acht Jahren.

Kevin war ein grosser Optimist. Er ging zielstrebig und bestimmt durchs Leben – wie früher als Spitzensportler. Er begleitete seine Schwester als Manager. Noch vor zehn Tagen stand er mit ihr auf den Skis. Dann verlor er das Rennen des Lebens. Er wurde nur 34 Jahre alt. Die Skiwelt trauert um den starken Mann an der Seite der vielleicht besten Schweizer Technikerin – und um einen herzensguten Menschen. *Thomas Renggli*



*Herzensguter Mensch:* Kevin Holdener.

# Trumps Weg zum Sieg

Ohne Stimmen in der Mitte habe der Ex-Präsident keine Chance aufs Comeback, hören wir. Die Kritiker übersehen den zentralen Punkt dieser Wahl.

Urs Gehriger

**K**aum begonnen, schon gelaufen. In den Vorwahlen der Republikaner für die Präsidentschaftskandidatur eilt Donald Trump von einem Erdrutschsieg zum nächsten. Am Sonntag deklassierte er in South Carolina seine letzte Konkurrentin. Nikki Haley erlebte in ihrem Heimatstaat, wo sie Gouverneurin gewesen war, ein politisches Waterloo.

Obwohl er die Nomination so gut wie im Sack hat, sind die Warner auch jetzt zur Stelle. «Wir haben zwei republikanische Parteien.» Eine, die hinter Trump stehe. Und eine, die gegen ihn sei, sagt Karl Rove, Parteistrategen und ehemaliger Präsidentenberater George W. Bushs, bekannt als «Bushs Gehirn». «Es obliegt dem Gewinner, alles zu tun, um die Partei zu vereinen.» Trump tue nichts dafür. «Seine Sprache ist nicht die eines gnädigen Siegers.»

Mit der Nomination sei noch nichts gewonnen, monieren andere Bedenkensträger. Um Präsident zu werden, muss Trump über die Partei hinaus punkten. Doch viele Amerikaner seien

von dem Ex-Präsidenten angewidert, von seinem prahlerischen Auftreten, von seinem Umgang mit politischen Feinden. Es sei höchste Zeit, dass er seine Zweifler von sich überzeuge.

Das klingt gerade so, als ob Trump eine Charmeoffensive quer durch Amerika antreten müsse, um Unentschlossene für sich zu gewinnen. Die Wirklichkeit sieht anders aus.

## Sechs Bundesstaaten im Fokus

Das Rennen am 5. November wird voraussichtlich in sechs Bundesstaaten entschieden. Es sind die drei Bundesstaaten an den Grossen Seen: Pennsylvania, Michigan und Wisconsin. Und die drei Bundesstaaten im Süden und im Sonnengürtel: Arizona, Georgia und Nevada.

In fünf dieser Staaten hatte Trump 2016 gewonnen. 2020 fielen sie an Biden. Die jeweiligen Siegesmargen waren dünn. Sie lagen bei ein paar tausend bis 44 000 Stimmen.

Der Grund für den Fokus auf ein paar wenige Swing States liegt im amerikanischen Wahl-

system: Um Präsident zu werden, muss ein Kandidat nicht die Mehrheit aller Stimmen holen, sondern die Mehrheit aller Elektoren. So wurde Trump 2016 gewählt, obwohl er keine Mehrheit im Volk gewann. Entscheidend waren 78 000 Stimmen in drei Bundesstaaten (ein klitzekleiner Teil der 153 Millionen abgegebener Stimmen).

Dass man sich auf die sechs genannten Staaten konzentriere, sei taktisch richtig, sagt Donald Trumps Umfragechef John McLaughlin im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Doch dieses

*Dieses Jahr könnte ein Sieg Trumps viel deutlicher ausfallen als 2016.*

Jahr könnte ein Sieg Trumps viel deutlicher ausfallen als 2016.» McLaughlin begründet das so: «2016 und 2020 lagen wir bei nationalen Umfragen nie in Führung. Jetzt liegt Trump landesweit vorne, nicht nur bei uns, sondern in den meisten Umfragen.»

«Acht bis zehn Prozent der Wähler, die 2020 für Biden gestimmt haben, sind nun entweder unentschlossen oder wollen für Trump stimmen.» McLaughlin schliesst nicht aus, dass Trump gar mit ein paar Millionen Wählerstimmen Vorsprung und einem Erdrutschsieg bei den Elektorenstimmen ins Weisse Haus zurückkehren könnte.

US-Wahlkämpfe sind schwer vorauszusagen. Hält sich Biden auf den Beinen und behält die Partei ihn im Rennen, sieht es düster aus für die Demokraten. Nicht bloss Bidens schlechte gesundheitliche Verfassung, die Wirtschaftslage, das Grenzchaos und die Kriege auf der Welt setzen dem amtierenden Präsidenten zu.

«Was diese Wahl historisch einzigartig macht, ist, dass Bidens Verbündete Trump mit Klagen eingedeckt haben. Sie versuchen, ihn von der Wahl auszuschliessen und sein Vermögen zu vernichten», so McLaughlin. «Gemäss unseren Umfragen wird dies Biden und den Demokraten schaden.»



«Erdrutschsieg möglich»: Trump auf Wahlkampf tour.

# «Kampf gegen rechts»

Wie sich die Guten gegen Kritik abschirmen.



In den vergangenen Wochen waren in Deutschland nach Angaben der Veranstalter etwa dreieinhalb Millionen, nach Angaben der Polizei etwa zwei Millionen Menschen an Demonstrationen «gegen rechts» beteiligt. Nur ein politischer Narr kann sich von der schieren Teilnehmerzahl nicht beeindruckt fühlen. Es waren die grössten massenhaften Demonstrationen seit dem Untergang der DDR 1989 – vergleichbar allenfalls den westdeutschen Massenaufmärschen im Kampf gegen die atomare Nachrüstung 1982/83.

Im Kampf gegen die Nachrüstung marschierten die Demonstranten allerdings vor über vierzig Jahren gegen den Geist der Zeit und waren letztlich erfolglos. Helmut Kohl setzte die Nachrüstung gemeinsam mit Ronald Reagan durch, und sie war ein wichtiger Baustein für den Untergang von Ostblock und kommunistischer Diktatur nur wenige Jahre später. Dagegen schwangen die grossen Demonstrationen in der DDR kurz vor dem Mauerfall im Rhythmus des Zeitgeistes. Sie beschleunigten den Untergang von DDR und Staatssozialismus, beides wäre allerdings sowieso unvermeidlich gewesen.

Die Anziehungskraft der heutigen Demonstrationen «gegen rechts» besteht in der Unschärfe des Feindbildes, verbunden mit dem angenehmen Gefühl, in jedem Fall zu «den Guten» zu gehören. Die grosse Teilnehmerzahl zeigt aber auch eine emotionale Dringlichkeit in Teilen der Gesellschaft an, die man nicht einfach wegreden kann.

Entkleidet man die Motivation für diese Demonstrationen und das ihnen innewoh-

nende Feindbild von jeder Polemik, so geht es im Kern um den Umgang mit Migration:

— Wollen wir in Deutschland als Deutsche und Europäer leben, so, wie dies Polen, Franzosen, Italiener oder Dänen in ihren Ländern tun, dann müssen wir Einwanderung von ausserhalb Europas grundsätzlich steuern und gegebenenfalls auch begrenzen. Die Folge: Nicht jeder, der dies möchte, darf auch zu uns kommen.

— Sehen wir aber den Nationalstaat und auch den Schutz der europäischen Aussengrenzen als historisch obsolet an und glauben wir an die historisch unaufhaltsame Entwicklung zu einer Weltgesellschaft, dann sollten wir

## *Die Anziehungskraft der Demos «gegen rechts» besteht in der Unschärfe des Feindbildes.*

unsere Aussengrenzen mehr oder weniger bedingungslos offenhalten und grundsätzlich jeden willkommen heissen und in unseren Sozialstaat aufnehmen, der auf irgendeine Weise seinen Weg nach Deutschland findet.

Beide Haltungen führen zu konkreten Konsequenzen, wenn man sie in der Wirklichkeit umsetzen will:

— Im ersteren Fall führt kein Weg an einem grundsätzlich veränderten europäischen und deutschen Grenzregime vorbei. Massenhafte Abweisungen an den Aussengrenzen, die auch wirksam durchgesetzt werden, sind dann unvermeidlich.

— Im letzteren Fall wird das Wohlfühlregime des deutschen und des europäischen Sozialstaats unfinanzierbar.

Die massenhaften Demonstrationen «gegen rechts» haben viele Antriebsquellen, die ehrlichen Gefühle guter Menschen gehören auch dazu. Sie spiegeln aber auch eine kollektive Weigerung in grossen Teilen der Gesellschaft wider, den beiden Alternativen, die im Ergebnis zur Wahl stehen, wirklich klar ins Auge zu sehen. Moralisch gesehen, möchte man den Kuchen essen und behalten.

Das wird, so meine Einschätzung, natürlich nicht funktionieren:

— Grüne, Linke und SPD haben sich offenbar mehr oder weniger bedingungslos für die Fortsetzung des migrantischen Illusionstheaters entschieden. Ihr kombinierter Stimmenanteil ist seit der Bundestagswahl von 45,4 auf jetzt rund 33 Prozent gefallen.

— FDP und Union sind bei Migrationsfragen im Schwankungsmodus. Ihr kombinierter Stimmenanteil ist seit der Bundestagswahl mit 34 bis 36 Prozent praktisch unverändert.

— Dagegen haben die beiden einwanderungskritischen Parteien, die AfD und das neue Bündnis Sahra Wagenknecht, ihren Stimmanteil von 10,3 auf rund 24 Prozent gesteigert.

Der Kampf um die künftige Migrationspolitik wird in Deutschland mit den harten Bandagen der öffentlichen moralischen Verdammung geführt. Auch die katholischen Bischöfe haben sich jetzt auf die Seite der «Guten» geschlagen. Man wird sehen, wem das nützt oder schadet.

# Jetzt hilft nur noch beten

Schweizer Politiker von Freisinn bis Grüne demonstrieren in Bern für Waffen an die Ukraine. Nationalratspräsident Eric Nussbaumer predigt in der Kirche. Was kommt als Nächstes?

Marcel Odermatt



«Ich hoffe auf den Herrn»: Genosse Nussbaumer in der Krypta von St. Peter & Paul, 24. Februar.

**Bern**  
**E**ric Nussbaumer gehört zu den wenigen Politikern im Bundeshaus, die offen zu ihrem christlichen Glauben stehen. Der Nationalratspräsident ist aktives Mitglied der evangelisch-methodistischen Kirche. Den zweiten Jahrestag des russischen Überfalls auf die Ukraine beging der höchste Schweizer ganz im Sinne seiner religiösen Überzeugung. Der Baselbieter Sozialdemokrat stieg am Samstagabend in die Krypta der christkatholischen Kirche St. Peter & Paul in Bern, um für Frieden in der Ukraine zu predigen.

Nussbaumer las den Klagepsalm 130, 1–5a: «Aus den Tiefen rufe ich, Herr, zu dir: Mein Herr, höre doch meine Stimme! Lass deine Ohren achten auf mein Flehen um Gnade. Würdest du, Herr, die Sünden beachten, mein Herr, wer könnte bestehen? Doch bei dir ist Vergebung, damit man in Ehrfurcht dir dient. Ich hoffe auf den Herrn, es hofft meine Seele, ich warte auf sein Wort.» Anschliessend betete Nussbaumer mit den Anwesenden ein Vaterunser – in deutscher und ukrainischer Sprache.

Die von 1858 bis 1864 im neugotischen Stil erbaute Kirche steht symbolhaft dafür, dass mit gutem Willen eine Aussöhnung zwischen verfeindeten Gruppen möglich ist. Nach dem Sonderbundskrieg entschied die reformierte Berner Regierung als Zeichen des friedlichen Zusammenlebens, dass die Katholiken ihr Gotteshaus direkt neben dem Rathaus errichten durften. 1874 wurde der Sakralbau Bischofsitz der neuformierten christkatholischen Gemeinde in der Bundesstadt.

## Forderung nach «aktivem Beitrag»

Während die einen Gott anrufen, setzen andere weiter auf Waffen, Krieg und eine vollständige Kapitulation Russlands. Am Wochenende kam es ebenfalls in Bern zu einer Solidaritätskundgebung unter dem Motto: «Helfen wir der Ukraine, die europäische Friedensordnung zu verteidigen! Zeigt eure Solidarität!» Alle Parteien ausser der SVP marschierten auf dem Bundesplatz auf: der Bündner Ex-Bundesratskandidat Jon Pult für die SP, Noch-Parteichef Balthasar Glättli für die Grünen, der Aargauer

Nationalrat Beat Flach für die Grünliberalen, der Berner Sicherheitsdirektor Reto Nause für die Mitte und die ehemalige Nationalrätin Christa Markwalder für die Freisinnigen.

Unter Applaus der zahlreichen ukrainischen Flüchtlinge verlangte Pult, das Gastland müsse «mehr tun». Noch mehr Zustimmung erntete der Genosse, als er erklärte, die Schweiz solle ihre Bestimmungen zur Wiederausfuhr von Waffen lockern. Glättli wiederum will, dass der Bundesrat den Holodomor – die durch den georgischen Sowjet-Herrscher Josef Stalin verursachte Hungersnot in der Ukraine – als russischen Genozid anerkennt. Immerhin: Dank der Aufnahme von Schutzsuchenden aus dem Kriegsland ist für den Zürcher Nationalrat seine Heimat für einmal nicht «der Hort der Finsternis», wie er ausführte.

Flach erklärte, seine Frau habe nicht mitkommen wollen, sie wolle «nicht wieder weinen». Gleichzeitig kritisierte der Nationalrat die Neutralität. Am offensivsten zeigte sich Nause. Der frühere Fluggewerkschafter ist überzeugt, dass «wir eigentlich Waffen liefern sollten». Ausgemacht scheint für ihn, dass der Schutzstatus S «verlängert wird» und Leute, die an der Neutralität festhalten möchten, «Komplizen von Putin sind». Markwalder appellierte an die Anwesenden, sich für die Friedensformel der Ukraine starkzumachen.

Tatsächlich war es die zentrale Forderung der Manifestation, dass die Schweiz einen «aktiven Beitrag» zu diesem Projekt leiste. Mit der Friedensformel gemeint ist der Zehnpunkteplan von Wolodymyr Selenskyj, den der ukrainische Präsident 2022 lancierte. Dieser verlangt einen vollständigen Truppenabzug Russlands, Reparationszahlungen, ein Kriegstribunal und eine Einbindung der Ukraine in die Sicherheitsstrukturen der Nato.

Die Demonstranten von links bis rechts machen sich also die Maximalforderungen der einen Kriegspartei zu eigen. Ein Anspruch, der – wenn überhaupt – nur erfüllt werden kann, wenn der Westen nach der gescheiterten Offensive der ukrainischen Armee den Krieg weiter eskalieren lässt, mit Waffenlieferungen,



einer zeitlich unbegrenzten Verlängerung des Konflikts und der Inkaufnahme von zahllosen Toten auf beiden Seiten. Eine Demonstrantin trug denn auch ein passendes Banner mit dem Aufruf «Frieden schaffen, manchmal mit Waffen» zur Schau.

Die Frage drängt sich auf: warum so einseitig? Warum lehnen sich Schweizer Politiker von den Freisinnigen bis zu den Grünen derart aus dem Fenster, warum stellen sie sich wie der Bundesrat auf Gedeih und Verderb hinter ein Postulat, das jeden anderen Ausweg aus dieser Tragödie ausschliesst? Wieso beraubt sich ausgerechnet die Schweiz, die keinem Block angehört, weder bei der Nato noch der EU mittut, jedes aussenpolitischen Spielraums?

### Durchwachsene Bilanz

Dass die Schweiz in eine Sackgasse geraten ist, spürt jetzt Ignazio Cassis. Der FDP-Aussenminister kündigte mit Mitte-Bundespräsidentin Viola Amherd vor einigen Wochen an, eine Friedenskonferenz zur Ukraine zu organisieren. Als Basis der Gespräche soll die Selenskyj-Friedensformel dienen. Obwohl sich

### Wieso beraubt sich ausgerechnet die Schweiz jedes aussenpolitischen Spielraums?

das Aussendepartement weiter zuversichtlich gibt, mehren sich kritische Stimmen. Tatsächlich fällt es Cassis schwer, aussereuropäische Staaten für den im Sommer geplanten Gipfel zu begeistern. Die Schweiz, die so viel auf ihre Guten Dienste gibt, wird in der Welt kaum noch als neutrale Mittlerin anerkannt.

Kein Wunder. Die linken Parteien, die jahrzehntelang jede Anstrengung unternahmen, die Verteidigungsfähigkeit zu schwächen, stellen sich heute hinter eine weitere Eskalation des Ukraine-Krieges und sehen keine Alternative zum Szenario, Russland militärisch zu besiegen. Mitte und Freisinn tragen diese Politik mit und kokettieren mit einer Nato-Annäherung.

Die Bilanz der helvetischen Ukraine-Politik ist mehr als durchwachsen. Freuen können sich eigentlich nur jene, die darauf drängen, dass die Schweiz näher an die EU rückt. Mit der Übernahme der Sanktionen steht die Eidgenossenschaft auf einen Schlag Seite an Seite mit Brüssel: ein Integrationsschritt, der ähnlich bedeutend ist wie die Einführung der Personenfreizügigkeit. Es ist deshalb kein Zufall, dass mit Pult und Markwalder zwei Politiker in Bern auftraten, die sich seit vielen Jahren für einen EU-Beitritt starkmachen.

Bleibt zu hoffen, dass Russland und die Ukraine und mit ihnen Europa und die Welt bald irgendeinen Ausweg aus dieser Tragödie finden. Sonst hilft wirklich nur noch beten.

## GESCHICHTE

# Schweizerisch-russische Freundschaft: Als Merz mit Medwedew nach Uri reiste

«Sehr geehrter Herr Präsident, sehr geehrte Frau Medwedewa, Exzellenzen, meine Damen und Herren! Im Namen des schweizerischen Bundesrates heisse ich Sie ganz herzlich willkommen in der Schweiz! Es ist mir eine Ehre, einen russischen Präsidenten erstmals zu einem Staatsbesuch in Bern zu begrüssen.

Würden wir allein auf die Fläche des Staatsgebietes abstützen, dann wäre der Unterschied zwischen unseren beiden Staaten augenfällig. Auch in der Geschichte ist jeder von uns seinen eigenen Weg gegangen. Dennoch hat Russland immer eine besondere Faszination ausgeübt auf viele Schweizerinnen und Schweizer. Architekten haben dort gebaut, Privatlehrer dort unterrichtet, Käser und Confiseure haben ihr Können in St. Petersburg oder Moskau unter Beweis gestellt. Heute gehört Russland zu den bedeutendsten Wachstumsmärkten für viele Schweizer Firmen, und zahlreiche Touristen aus der Schweiz zieht die Weite Russlands in ihren Bann. Auf der anderen Seite haben in den letzten Jahren auch russische Firmen in Schweizer Unternehmen investiert, und die Logiernächte russischer Feriengäste in der Schweiz haben stetig zugenommen.

### Suworow als Befreier

Auch politisch haben sich die Kontakte in den letzten Jahren stark intensiviert. Beide Regierungen schätzen die Zusammenarbeit und den Meinungsaustausch in den verschiedensten Gebieten. Das Memorandum of Understanding über eine Verstärkung der Zusammenarbeit, welches unsere beiden Aussenminister vor zwei Jahren vereinbart haben, sieht nicht weniger als acht Zusammenarbeitsbereiche vor. Diese reichen vom politischen Dialog über die Sicherheitspolitik, die Europapolitik bis zur Zusammenarbeit in den Bereichen Wissenschaft, Forschung und sogar Sport. In den vergangenen Jahren haben sich die Verbindungen durch einen regen Austausch von Delegationen der Verwaltung, der Regierung und des Parlaments vertieft. Heute Nachmittag dürfen wir der Unterzeichnung von vier neuen Abkommen beiwohnen, in den Bereichen Visa, Rückübernahme, Katastrophenhilfe und Sport.

Herr Präsident, Ihr Besuch in der Schweiz stellt einen Höhepunkt dar, der die ausgezeichneten Beziehungen zwischen unse-



«Es ist mir eine Ehre»: Hans-Rudolf Merz, Dmitri Medwedew (l.), September 2009.

ren beiden Staaten unterstreicht und einen zusätzlichen Impuls geben wird, die bilateralen Beziehungen weiter zu entwickeln.

Unsere gemeinsamen Beziehungen sind auch durch die Geschichte geprägt, welche immer wieder zu Berührungspunkten geführt hat. Vor 210 Jahren hat der russische Generalissimus Alexander Suworow mit seinen Truppen den Gotthardpass überquert. Suworow stand an der Spitze der russischen Streitkräfte, die 1799 als Teil der antinapoleonischen Allianz die französischen Besatzungstruppen aus der Eidgenossenschaft zu verdrängen versuchten. Noch heute erinnert sich die Bevölkerung in der Region im geschichtlich überlieferten Gedächtnis an Suworow als Befreier. Ich freue mich sehr, mich morgen mit Ihnen auf die Spuren Suworows in der Zentralschweiz begeben zu können.

Heute Nachmittag werden wir verschiedene aktuelle aussenpolitische Themen diskutieren. Dazu gehören auch die Lage im Kaukasus und das Schutzmachtmandat. Die Schweiz empfindet es als eine besondere Ehre, dass Ihr Land uns das Schutzmachtmandat für Georgien aufgetragen hat. Wir betrachten dies als Zeichen des Vertrauens. Bilaterale Beziehungen sind nur dann tragfähig, wenn sie langfristig und von beiden Seiten gepflegt werden. Ihr Staatsbesuch ist ein wichtiger Teil dieser Bemühungen. Ich danke Ihnen deshalb herzlich für Ihren Besuch in der Schweiz und heisse Sie nochmals herzlich willkommen.»

Hans-Rudolf Merz

Dies war die Begrüssungsrede von Bundespräsident Hans-Rudolf Merz anlässlich des Staatsbesuchs von Russlands Präsident Dmitri Medwedew, 21. 9. 2009.

# Wallis für Anfänger

In der Rhonerepublik gehen im Abstimmungskampf um eine neue Verfassung die Wogen hoch. Jedes Ergebnis ist schlecht für den kantonalen Zusammenhalt.

Hubert Mooser

Wer das Wallis verstehen will, für den gibt es eine einfache Regel, die fast alles erklärt: Die Unterwalliser sahen im Franzosenkaiser Napoleon einen Befreier, im Oberwallis galt er dagegen als Besatzer. Die unterschiedliche Wahrnehmung rührt daher, dass der französischsprachige Kantonsteil seit dem Mittelalter Untertanengebiet der sieben Oberen Zenden (Bezirke) war, zu denen damals auch die heute frankofonen Städte Siders und Sitten gehörten. Im Gefolge der Französischen Revolution erklärten sich dann aber die Unterwalliser, von französischen Gesandten im Hintergrund beeinflusst und geleitet, am 1. Februar 1798 für unabhängig von den oberen Bezirken. Ein Jahr später marschierten die Truppen Napoleons ein und verpassten diesem Tal entlang der Rhone seine bis heute gültige staatliche Einheit.

## Staatsausbau par excellence

Aber wirklich zusammengewachsen sind die beiden Kantonsteile trotzdem nie. Dafür sind die Mentalitätsunterschiede zu gross. Natürlich gibt es, abgesehen von der Geografie, ein paar Gemeinsamkeiten: die Walliser Hymne, der FC Sion, die Verehrung von Ski-Cracks wie Roland Collombin oder Pirmin Zurbriggen, Walliser Eringerkuhkämpfe, Fendant und Raclette, der Hass auf den Wolf und eine Abwehrhaltung gegen alles, was aus Bundesbern und aus der «Üsserschwyz» hereinkommt.

Die Ober- und die Unterwalliser leben jedoch trotzdem mehr nebeneinander. Der aus Martigny stammende Alt-Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) traf den Nagel auf den Kopf, als er als Bundespräsident ausführte, er kenne Paris besser als Brig.

Es gibt seit je ein kulturell und machtpolitisch bedingtes gegenseitiges Grundmisstrauen. Das offenbart sich jetzt ganz besonders, wenn es

darum geht, dem Kanton eine neue Verfassung aufzustülpen, ein moderneres Image, wie die Befürworter gern behaupten. Tatsächlich hat die neue Konstitution aber das Potenzial, den Kanton noch mehr auseinanderzureissen.

Als die Regierung 2018 darüber abstimmen liess, ob man eine Totalrevision des Grundgesetzes an die Hand nehmen solle, waren 72 Prozent dafür. Nun liegt das Ergebnis der Überarbeitung durch einen 130-köpfigen Verfassungsrat vor, am 3. März stimmt das Wallis

*Alles, was Rang und Namen hat, ruft zum heiligen Krieg gegen die neue Verfassung auf.*

darüber ab. Aber seit sich die Öffentlichkeit im Abstimmungskampf intensiver damit befasst hat, ist die Begeisterung beim Volk weniger gross als noch vor sechs Jahren.

Dafür ausgesprochen haben sich FDP, SP und Grüne. Die SVP ist geschlossen dagegen, die Oberwalliser Christlichsozialen auch,

die Mitte ist gespalten. Es ist der Kampf des Oberwallis gegen das Unterwallis. Alles, was im deutschsprachigen Teil Rang und Namen hat – Ständerat Beat Rieder (die Mitte), die Nationalräte Philipp Matthias Bregy (Mitte), Nationalrat Michael Graber (SVP) sowie die Staatsräte Roberto Schmidt (Christlichsoziale) und Franz Ruppen (SVP) –, ruft zum heiligen Krieg gegen die neue Verfassung auf. Selbst der Unterwalliser Staatsrat Christophe Darbellay hat sein Missfallen darüber kundgetan.

Zu viel Gender, zu woke, zu wenig Minderheitenschutz beinhalte das neue Grundgesetz – und es führe obendrein zu einem Staatsausbau par excellence, monieren die Gegner. Statt wie bisher fünf soll die Regierung neu sieben Mitglieder umfassen.

Die grösste Sorge bereitet den Oberwallisern freilich, dass sie politisch unter die Räder kommen könnten, aufgrund einer Neuordnung der Wahlbezirke. Dem bevölkerungsärmeren oberen Kantonsteil drohen Sitzverluste im Parlament. Auch der heutige Oberwalliser Ständeratssitz wäre nicht mehr garantiert.

Das Klima ist derart vergiftet, dass nun auch die Frage aufkommt, ob mit zwei Halbkantonen nicht allen besser gedient wäre.

Politisch tickten die zwei Regionen immer schon anders. In den 1990er Jahren stimmte das Oberwallis bei nationalen Abstimmungen, verglichen mit dem Unterwallis, eher links ab. Heute ist es umgekehrt. Der Graben verläuft durch die Parteien hindurch, das weiss keiner besser als der frühere SVP-Nationalrat Oskar Freysinger, der bei Streitigkeiten zwischen deutsch- und französischsprachigen SVPLern Schiedsrichter spielen musste. Es ist fast schon eine Ironie des Schicksals, dass mit Freysinger just jener Politiker, der beide Kulturen gewissermassen verinnerlicht hat, das politische Opfer einer linken Hetzkampagne wurde und als Staatsrat abgewählt wurde.

Egal, wie es am Sonntag herauskommt, für den Zusammenhalt ist sowohl ein Ja als auch ein Nein schlecht.



Grosse Mentalitätsunterschiede.

# Schöne neue Schönheitskönigin

Eine Iranerin wird Miss Germany. Damit ist auch der letzte Bereich Deutschlands wokeisiert.



Ich habe in den letzten Jahren einige Texte über die Abschaffung des Wettbewerbs zugunsten sozialistischer Feel-good-Happenings geschrieben. Die Bundesjugendspiele sind so ein Fall, «Germany's next Topmodel» oder auch die Transformation der Miss-Germany-Wahl zu einem woken «personality»-Contest. Letztere fand am vergangenen Wochenende wieder einmal statt.

Das Positive: Schaut man sich die Finalistinnen der diesjährigen Wahl an, lässt sich feststellen, dass es uns auch hätte schlimmer treffen können. Heute freut man sich ja schon, wenn die Siegerin kein Mann ist.

Weniger positiv ist die Tatsache, dass das die Endauswahl aus 15 000 Bewerberinnen in Deutschland sein soll. Am Ende entschied man sich für eine 39-jährige Architektin und Mutter mit iranischen Wurzeln. Nicht die schlechteste Wahl unter den Blinden, aber wenn ich Berliner Mütter in Latzhose sehen will, kann ich mich auch in Prenzlauer Berg auf den Spielplatz setzen.

Dass man in Deutschland jeden Bereich des öffentlichen Lebens politisiert und wokeisiert hat, ist nichts Neues, macht es aber nicht weniger nervig. Im Fussball und beim ESC geht es, genau wie in der Schönheitskonkurrenz, hauptsächlich um «Haltung», und «Haltung» zeigt oder «personality» hat, wer möglichst viele Punkte im woken Bullshit-Bingo erzielt. International konkurrenzfähig ist man mit so einer Auswahl, die zudem permanent unterstellt, dass nur weniger schöne Frauen auch «personality» haben können, natürlich nicht, aber darum geht's bei der sozialistischen

Gleichmacherei ja auch nicht, sondern eher um Neid auf alles Herausragende und die Abschaffung positiver Stereotype.

Verbundenheit wird nun einmal genauso durch gemeinsame äusserliche Merkmale wie über bestimmte Verhaltensweisen erzeugt. Ich fühle mich einem Menschen, der deutsch aussieht und klassisch deutsche Eigenschaften besitzt, nun einmal verbundener als einer Person aus Papua-Neuguinea. Deshalb finden wir Befriedigung und Identität in positiven Stereo-

## *Selbst Wokeistan hat eben Grenzen, die nicht überwunden werden können.*

typen, die nicht nur identitätsstiftend sind, sondern auch positiv diskriminierend. Uns also von anderen abgrenzen beziehungsweise einen Unterschied machen.

Ging es früher darum, eine landestypische Schönheit zu küren, die dann wiederum auf internationaler Ebene gegen die landestypischen Schönheiten anderer Länder antritt, geht es heute um die Überwindung aller, auch positiver Stereotype, obwohl das ganze Konzept dieser Wettbewerbe und der wesentliche Faktor ihres Erfolgs genau darauf beruhen.

Das linke Spektrum argumentiert dann, dass es in Zeiten der multiethnischen und multi-kulturellen westlichen Gesellschaft keine «landestypischen Schönheiten» mehr gebe. Der Argumentation kann man folgen, aber man sollte auch die Ideologie dahinter verstehen. Alles zielt auf den Gedanken der Auf-

lösung von Nationalitäten ab. Das ist die linke Utopie: der Weltbürger. Der Mensch ohne stereotypische Eigenschaften. Die Abschaffung jedweden Unterschieds und damit die vermeintliche Überwindung von Rassismus und Diskriminierung.

Es ist dasselbe Prinzip wie bei der Trans-Ideologie. Wir sehen einen Mann und hören einen Mann, sollen aber trotzdem sagen, dass der Typ eine Frau ist. Und genauso soll jemand mit iranischen oder afghanischen Wurzeln genauso deutsch für uns sein wie unser Nachbar Bernd. Schöner Gedanke, aber an der Realität vorbei.

Denn natürlich würde es die meisten von uns mehr befriedigen, wenn wir zur Miss-World- oder Miss-Universe-Wahl eine stereotypische deutsche Schönheit schicken würden. Genauso hätten wir es schöner gefunden, wenn Arielle auch wie Arielle im Film ausgesehen hätte, weshalb der Streifen auch schlechter lief als alle anderen Live-Action-Verfilmungen von Disney. Selbst Wokeistan hat eben Grenzen, die nicht überwunden werden können, weshalb man aus Barbie lieber keine adipöse Schwarze gemacht hat.

Und genau deshalb empfinden wir auch Unbehagen und Unterhaltungsverlust, wenn sich an anderer Stelle über diese Grenzen hinweggesetzt wird. Man kann eine gebürtige Iranerin zur Miss Germany machen, genau wie man auch eine Deutsche zur Miss Japan machen könnte (wenn die Japaner so ticken würden wie wir), aber es ändert nichts an unserer Wahrnehmung und dem unbefriedigenden Gefühl, das es hinterlässt.

# Diamanten waren für immer

Die legendären Edelsteine verlieren an Strahlkraft. Laborprodukte laufen Originalen den Rang ab. Im Zeitalter von Bling-Bling und Gutmenschentum sehen klassische Juwelen alt aus.

Francis Pike



**E**in Diamant ist für die Ewigkeit – dieses Versprechen, 1947 von der amerikanischen Werbetexterin Frances Gerety für den südafrikanischen Diamantenhändler De Beers erdacht, galt als einflussreichster Werbeslogan des 20. Jahrhunderts. Diamanten symbolisierten ewige Liebe und materielle Sicherheit. Zwei Jahre später sang Carol Channing «Diamonds Are a Girl's Best Friend» in dem Broadway-Musical «Gentlemen Prefer Blondes». Die Mythologie vom Diamanten ist jedoch keine Erfindung der Moderne. Vor rund 2000 Jahren schrieb der römische Historiker Plinius der Ältere: «Diamanten treiben die Fantasie der Menschen an und sind gleichbedeutend mit Macht.»

## Gross wie eine Grapefruit

Dieser Zauber hat sich bis heute gehalten, wie ich selbst bezeugen kann. 1982, nach einem Lunch mit einem Manager von De Beers in Hatton Garden, dem Londoner Diamantenbezirk, durfte ich einen faszinierenden Diamanten von der Grösse einer Grapefruit in die Hand nehmen. Und während meiner Zeit in Bombay beeindruckte mich ein aus Kaschmir stammender Juwelier, der im Schneidersitz auf dem Fussboden seiner Werkstatt unweit des Hotels «Taj Mahal Palace» sass, mit exquisiten Juwelen aus der Mogulzeit, die er angeblich verarmten Maharadschas abgekauft hatte.

Die Superreichen unserer Zeit sind nach wie vor fasziniert von Diamanten. In der Nachkriegsära verdankte sich der Ruf von Elizabeth Taylor nicht zuletzt einem birnenförmigen Stein von 69 Karat, den Richard Burton ihr geschenkt hatte. Dieser Taylor-Burton-Diamant stützte sich auf die romantischen Eigenschaften, die Diamanten zugeschrieben werden.

Einst waren Diamanten mit märchenhaften Namen ausschliesslich Königen und Fürsten vorbehalten, vor allem dem britischen Königshaus. Der grösste Diamant aller Zeiten, der «Cullinan», der im Rohzustand 3106,75 Karat wog, wurde 1907 von der britischen Kolonie Transvaal angekauft und König Edward VII. zum Geschenk gemacht. Der Stein wurde in neun grös-

sere Diamanten zerlegt, von denen der grösste (Cullinan I bzw. «Great Star of Africa») eine tropfenförmige Gestalt aufweist und 530,2 Karat wiegt.

Märchenhafter ist der «Koh-i-Noor» (Berg des Lichts). Der Legende nach befand er sich im Besitz der südindischen Kakatiya-Dynastie, wurde im 14. Jahrhundert aber von den Mogulherrschern geplündert. Nach dem Zweiten Sikh-Krieg wurde im Vertrag von Lahore festgelegt, dass «der Maharadscha von Lahore den Diamanten an die Königin von England [Victoria] abzutreten» habe. Der Stein mit einem Gewicht von 108,93 Karat befindet sich heute, zusammen mit den anderen Kronjuwelen, im Tower zu London. Zu den Besitzern des Koh-i-Noor zählten der Schah von Persien, der Maharadscha von Jammu und Kaschmir sowie der «Löwe vom Punjab», Ranjit Singh, der erste Maharadscha des Sikh-Reichs. Die Eigentumsrechte am Koh-i-Noor sind umstritten, Indien, Pakistan, der Iran und die Taliban haben Besitzansprüche angemeldet.

In den vergangenen zwanzig Jahren hat eine neue Ära begonnen. Wir leben im Zeitalter des Bling-Bling, von zur Schau gestelltem Luxus,

## *Einst waren Diamanten mit märchenhaften Namen Königen vorbehalten.*

und das gilt besonders für Diamanten, die von Rappern gern als «Ice» bezeichnet werden. So tritt der Rapper Ice Cube meist mit einer Diamanthalskette auf. Funkelnde Juwelen und komplett diamantenbesetzte Uhren (etwa von Audemars Piguet) gehören inzwischen zum Standard-Outfit von Hip-Hop-Stars.

Als Vater des Rapper-Bling gilt Yakov Arabov (Jacob Arabo), geboren in Taschkent in der damaligen Sowjetrepublik Usbekistan. 1979 emigrierte er mit seiner Familie nach New York und gründete dort 1986 Jacob & Co. Seine abgefahrene Kreationen erregten das Interesse des Rappers The Notorious B.I.G., genannt Biggie, der ihm den Spitznamen «Jacob the Jeweler» verpasste. Biggie machte ihn mit seinen Freun-

den bekannt, darunter Jay-Z, Nas, Puff Daddy, Drake und 50 Cent. Berühmte Sportler, Popstars, Schauspieler und Models folgten – etwa Michael Jordan, David Beckham, Madonna, Elton John, Mariah Carey, Naomi Campbell und Jennifer Lopez. Namhafte Firmen kamen hinzu. Für einen Ring aus der Ice-Cube-Kollektion von Chopard muss man 10 000 Euro hinblättern.

Plutokraten in Nahost und Asien entpuppen sich inzwischen ebenfalls als grosse Sammler von Mega-Bling. Der Hongkonger Milliardär Joseph Lau, Immobilienentwickler, Kunstsammler, Weinsammler und Frauenheld, bevorzugt extrem seltene farbige Diamanten, sogenannte *fancy diamonds*. Im November 2015 ersteigerte er für seine Tochter den «Blue Moon of Josephine» (12,03 Karat) bei Sotheby's für 48,5 Millionen Dollar – der höchste Preis pro Karat. Kurz zuvor hatte Lau einen rosafarbenen 16,08-Karäter erworben, dem er den Namen «Sweet Josephine» gab. Der ähnlich juwelenvernarrte saudische Prinz al-Walid ibn Talal Al Saud schmückte seinen Mercedes-Benz mit Diamanten im Wert von 4,8 Millionen Dollar. Wer das Auto berühren will, muss angeblich viel Geld dafür bezahlen.

Im Unterschied zu Luxusdiamanten ist das Wertversprechen von Diamanten für die Mittelschicht jedoch bedroht, nicht nur wegen des globalen wirtschaftlichen Abschwungs, sondern auch wegen technologischer Entwicklungen. Aber wie konnte De Beers überhaupt zu einer derart marktbeherrschenden Stellung im weltweiten Diamantengeschäft kommen?

## Das Geschäft begann 1871

Die frühesten Diamanten wurden in Indien und später in Brasilien gefunden. Sie waren abgelagert in uraltem Magmagestein, sogenannten Kimberliten, und gelangten durch karottenförmige vulkanische Schloten, sogenannte Pipes, an die Erdoberfläche. 1871 wurde in Südafrika auf einer Farm, die der Familie De Beers gehörte, eine nutzbare Kimberlit-Pipe entdeckt. Ein regelrechtes Diamantenfieber brach aus, und es entstand «The Big Hole», das grösste von Menschenhand gegrabene Loch der Welt. Seitdem floriert die Diamantenförderung mit der

Entdeckung von 6500 Schloten in dreissig Ländern. Die weltweite Produktion ist von einer Million Karat im Jahr 1872 auf 130 Millionen Karat angestiegen. Diamanten sind, anders als weithin vermutet, keine Seltenheit mehr.

Der Mythos von Seltenheit und Wert hat sich im Laufe der Jahre dank des genialen Marketings und der monopolartigen Stellung von De Beers im Diamantenhandel gehalten. Marcel Tolkowsky, ein belgischer Mathematiker aus Antwerpen, der sich in einer 1919 erschienenen Studie mit der Veredelung von Edelsteinen beschäftigte, gilt als Erfinder des Rundschliffs. Er hat der Popularität von Brillantverlobungsringen im frühen 20. Jahrhundert den Weg bereitet.

Dagegen gründete der Nachkriegsboom darauf, dass Diamanten als Wertanlage dienten. Das GIA (Gemological Institute of America) führte ein Bewertungssystem auf Grundlage der 4C ein – *carat, clarity, colour, cut* (Karat, Reinheit, Farbe, Schliff). Laut dem Antwerpener Diamantenhändlerverband sind die durchschnittlichen Diamantenpreise, gemessen am Preis eines lupenreinen Einkaräters der Kategorie D, seit 1960 um jährlich 14 Prozent gestiegen.

Aber es gab auch teils dramatische Einbrüche. Der Nachkriegsboom endete, als Paul Volcker, einer der grossen Direktoren der amerikanischen Notenbank, zur Bekämpfung der zweiten Ölkriseninflation den Leitzins im Juni 1981 um 20 Prozent an hob. Auch die aktuelle Inflation hat zu einem Rückgang im Diamantengeschäft um 37 Prozent geführt.

### Verlobungsringe sind out

De Beers konnte sich nach dem Crash von 1982 zwar rasch erholen, aber die Struktur des Diamantenmarkts hat sich seitdem deutlich verändert. Vor vierzig Jahren hatte De Beers praktisch ein Monopol. Heute ist Alrosa, zu 34 Prozent im Besitz des russischen Staates, der grösste Diamantenproduzent der Welt. Die Zeiten, da De Beers als marktbeherrschender Produzent und Händler die Diamantenpreise manipulieren konnte, sind längst vorbei.

Zum Leidwesen von De Beers sind Smaragde, Rubine und Saphire nicht nur als romantisch konnotierte Edelsteine, sondern auch zunehmend als Geldanlage begehrt. Zwischen März 2019 und März 2021 stiegen die Smaragd-

preise um 60 Prozent und die von Rubinen um 31 Prozent, während die Diamantenpreise sich einpegelten.

De Beers hatte schon in der Vergangenheit mit Rezession, hohen Zinsen und einem veränderten Publikumsgeschmack zu kämpfen, aber nun ist das Unternehmen zum ersten Mal mit einer technologischen Herausforderung konfrontiert. Synthetische Diamanten, die optisch und in ihren physikalischen Eigenschaften nicht von natürlichen Diamanten zu unterscheiden sind, erobern den Markt. In den vergangenen vier Jah-

### *Für die Mittelschicht dürften Diamanten keinen Ewigkeitswert mehr haben.*

ren haben Labordiamanten, ein Fünftel so teuer wie echte Diamanten, ihren Marktanteil bei Verlobungsringen von 10 auf 36 Prozent erhöht. Sie gelten nicht nur als umweltfreundlich (zur Gewinnung von einem Karat sind 250 Tonnen Gestein erforderlich), sondern auch als ethisch vertretbar. Das ist nicht unwichtig für Millennials, die mit Horrorgeschichten von «Kriegsdiamanten» oder «Blutdiamanten» aufgewachsen sind, dargestellt etwa im Film «Blood Diamond» (2006) mit Leonardo DiCaprio.

De Beers wehrt sich dagegen mit Kampagnen wie «Real is Rare», um für echte Diamanten zu werben. Verlobungsringe sind out, Luxus ist in. De Beers bedient mit seiner Forevermark Collection den Narzissmus reicher junger Frauen, gefeiert wird «die Macht, die Weiblichkeit und das neue Denken der modernen Frau» – was immer darunter zu verstehen ist. Aber werden die Abkehr von Diamanten als einem Symbol der heterosexuellen Liebe und die Zusammenarbeit mit der Uno-Frauenorganisation und ihren politisch korrekten Formeln den Niedergang des Diamantenmarkts verhindern? Vielleicht sollte man sich bei De Beers die Warnung «Go woke, go broke» in Erinnerung rufen.

Im Zuge der Globalisierung hat sich die Branche von einem geordneten Markt (mit De Beers an der Spitze) zu einem chaotischen Markt entwickelt, der von Russland (echte Diamanten) und China (Labordiamanten) beherrscht wird. Der Diamantenmythos ist gefährdet wie nie zuvor. Während die Luxuswelt der Superreichen vermutlich überleben wird, dürften Diamanten für die Mittelschicht keinen Ewigkeitswert mehr haben.



**Blondinen bevorzugt:** Grace Kelly mit Diamanten.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Invaliden-Lobbyistin unter Verdacht

Die Staatsanwaltschaft will die Immunität von Katharina Prelicz-Huber aufheben. Der grünen Nationalrätin wird üble Nachrede und unlauterer Wettbewerb vorgeworfen. Sie soll mit einer Kampagne eine kritische Gutachter-Firma diskreditiert haben.

Christoph Mörgeli

Vor einigen Tagen erhielt die Immunitätskommission des Nationalrats dicke Post. Die Staatsanwaltschaft Bern-Mittelland forderte die neun Parlamentarier auf, die Immunität von Kollegin Katharina Prelicz-Huber aufzuheben. Der Verdacht der Strafverfolger lautet, die grüne Zürcherin habe üble Nachrede im Sinne des Strafgesetzbuchs begangen und überdies dem Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb zuwidergehandelt.

Die *Weltwoche* hat berichtet («Vom Rufmord in den Ruin», Nr. 2/24), wie die Beschuldigte Katharina Prelicz-Huber im Frühling 2023 bei der Eidgenössischen Kommission für Qualitätssicherung in der medizinischen Begutachtung (EKQMB) vorstellig wurde. Die linke Sozialpolitikerin setzte dabei dermassen Druck gegen die Gutachterfirma PMEDA auf, dass die Kommission eine Untersuchung von deren Arbeit beschloss. Dabei ist das von Professor Henning Mast geführte Unternehmen während zehn Jahren als angesehene Gutachtenstelle im medizinischen Bereich für öffentliche und private Versicherungen sowie für Gerichte tätig gewesen.

## «Unlauter und rufschädigend»

Nach einer in verschiedener Hinsicht mangelhaft durchgeführten Untersuchung hat die eidgenössische Kommission gegen den ausdrücklichen Willen des Bundesamtes für Sozialversicherungen (BSV) und noch vor Fertigstellung eines entsprechenden Berichts ihre Empfehlung einer sofortigen Beendigung der Mandatsvergabe an die PMEDA publiziert. Dies mit folgender schwerer Anschuldigung: «Die Evaluation hat gezeigt, dass die überwiegende Mehrheit der untersuchten Gutachten gravierende formale und inhaltliche Mängel aufweist.» Die Staatsanwaltschaft hat den Verdacht, dass sowohl die publizierte Empfehlung der EKQMB als auch deren Überprüfungsbericht «unlauter und rufschädigend» seien. Denn nach diesem «Rufmord» habe die Firma PMEDA im November 2023 in Liquidation gehen müssen.

Nationalrätin Katharina Prelicz-Huber wird von der Staatsanwaltschaft verdächtigt, als wichtiger Teil einer «regelrechten Kampagne»

aus dem Umfeld von Anwälten, Rentenbegehrenden und ihnen «nahestehender politischer Kreise» agiert zu haben. Der Rufmord fusste auf der Behauptung, dass «die Gutachten der PMEDA zu oft eine ganze oder teilweise Arbeitsfähigkeit der IV-Gesuchstellenden bejahen». Den Gutachtern der Firma PMEDA wurde also zum Verhängnis, dass sie bei An-



Gravierende Mängel: Prelicz-Huber.

trägen auf Invalidität genau hinschauten und die entsprechenden Anträge kritisch hinterfragten. Sie taten dies allerdings im Interesse aller Beitragszahler, gab doch die Invalidenversicherung (IV) 2022 volle 9,6 Milliarden Franken aus und gewährte Leistungen an rund 453 000 Personen. Zur politischen Debatte steht seit vielen Jahren, dass Geburtsgebrechen bei der IV nur gerade 12 Prozent, die psychischen Erkrankungen aber 51 Prozent ausmachen.

Die Staatsanwaltschaft Bern-Mittelland hat nicht nur Prelicz-Huber im Visier. Sie verdächtigt als weitere Beschuldigte Professor Michael Liebreuz (Präsident der EKQMB) und Roman Schleifer (Leiter der Fachstelle EKQMB), die Untersuchung «rechtsfehlerhaft» durchgeführt und gegen den Willen des zuständigen Bundesamts die bereits zitierte rufschädigende Medienmitteilung und den Bericht publiziert zu haben. Sie hätten dies getan, obwohl

sie wenige Monate zuvor noch den Standpunkt vertraten, sie könnten die Qualität der Gutachten gar nicht valabel prüfen. Michael Liebreuz und Roman Schleifer unterstehen als Angehörige der eidgenössischen Kommission EKQMB dem Amtsgeheimnis. Damit sie Stellung zur gegen sie eingereichten Anzeige nehmen und sachdienliche Unterlagen beitragen können, wird der Bundesrat als oberstes Führungsorgan der Bundesverwaltung staatsanwaltlich ersucht, die beiden Beschuldigten vom Amtsgeheimnis zu entbinden.

## Versicherungsgericht stützt Gutachter

Gegenwärtig ist die Stelle eines Leiters der Fachstelle der Eidgenössischen Kommission für Qualitätssicherung in der medizinischen Begutachtung öffentlich ausgeschrieben. Es wäre interessant, zu erfahren, warum der mitbeschuldigte bisherige Amtsinhaber Roman Schleifer seinen Posten verlässt.

Im Übrigen hat das St. Galler Versicherungsgericht soeben die kantonale IV-Stelle gestützt, deren Entscheidung auf einem Gutachten der mittlerweile untergegangenen Firma PMEDA beruhte. Dem Beschwerdeführer wurde ein Anspruch auf eine IV-Rente verwehrt. Bezeichnend ist, dass er sich bei seiner Beschwerde ausdrücklich auf die EKQMB berief, die «kürzlich empfohlen hat, keine Aufträge mehr an die PMEDA AG zu vergeben, da eine Überprüfung zahlreiche Mängel zutage gefördert hat». Doch das Gericht stützt die Gutachterfirma explizit: «Zusammenfassend ist kein Grund ersichtlich, am Beweiswert des sorgfältig erarbeiteten und überzeugend begründeten Gutachtens der PMEDA AG zu zweifeln.»

Der diffuse Hauptvorwurf, den die Eidgenössische Kommission für Qualitätssicherung gegenüber der PMEDA AG erhoben hat, wonach der medizinische Sachverhalt «nach einer stichprobenartigen Überprüfung» ungenügend ermittelt worden sei, wird im Gerichtsurteil ausdrücklich widerlegt. Jetzt werden die Anführer einer Kampagne der vereinigten IV-Lobby gegen eine bis dahin tadellos beleumdete Privatfirma strafrechtlich verfolgt.

# «Moralisch schwer zu ertragen»

Ich stellte Robert Habeck eine einfache Frage zur Personalpolitik in seinem Ministerium. Hier lesen Sie, wie er mich daraufhin mundtot machen wollte.

Florian Warweg



Damit noch nicht genug: Vizekanzler Habeck.

Obwohl ich mich zu Beginn als Journalist der *Nachdenkseiten* vorgestellt hatte, reagierte Wirtschaftsminister Robert Habeck diese Woche auf der Bundespressekonferenz mit der rhetorischen Gegenfrage, ob ich von Russia Today käme, wo ich einst tatsächlich – und übrigens in aller Freiheit – gearbeitet habe. Ganz dem Kalter-Krieg-Motto folgend, war Habecks Haltung: Hinterfragt ein Journalist meine Vorgehen, dann kann es nur ein Agent Moskaus sein. So sieht das derzeitige Argumentationslevel bei Ministern der Ampel aus. Willkommen im Jahr 2024.

## Massive Verunsicherung

Auf meine Frage nach dem von ihm und seinen Staatssekretären angeforderten und protokollarisch belegten Einsatz des deutschen Inlandsgeheimdienstes gegen Mitarbeiter mit unliebsamen Fachmeinungen reagierte er,

indem er zunächst erklärte, die Frage sei «voller falscher Unterstellungen, die ich hiermit zurückweise». Dann behauptete er, dass «Mitarbeiter immer eine Sicherheitsprüfung durchlaufen». Dies sei ein normaler Standard, so arbeite das Ministerium «seit vielen Jahren». Doch diese Darstellung des Ministers und Vizekanzlers ist in dieser Form nachweislich falsch.

Am 22. September 2022 veröffentlichte das *Handelsblatt* interne Protokolle aus dem Wirtschaftsministerium. Aus denen geht hervor, dass Habeck zusammen mit seinem damaligen Staatssekretär, dem später wegen Klientelismus zurückgetretenen Patrick Graichen, den Verfassungsschutz unter anderem auf zwei «hochkompetente und loyale» Ministerialbeamte angesetzt hatte, obwohl es überhaupt keinen konkreten Spionageverdacht gegen die beiden Ministeriumsmitarbeiter gegeben habe. Ihr einziges Vergehen? Sie hatten eine Fachposition zur zukünftigen deutschen Energieversorgung eingenommen, «die meilenweit von der politischen Linie des Ministers» abgewichen sei.

Der Einsatz des Verfassungsschutzes sorgte für massive Verunsicherung in der mittleren und oberen Leitungsebene des Hauses. So wird im Protokoll des Bundesministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz ein Ministerial-

*Wenn überhaupt jemand die «liberale Demokratie» diskreditiert, dann ist es Habeck höchstpersönlich.*

beamter mit folgender Aussage zitiert: «Wenn ich meine Fachmeinung kundtue, dann besteht die Möglichkeit, dass ich in den Verdacht gerate, «Russenverstehere» zu werden.»

Im Gegensatz zu Habecks Behauptung handelte es sich folglich bei dem Vorgang nachweislich nicht um eine «Routinekontrolle». Dies geschah laut langgedienten Beamten erstmalig in der Geschichte des Ministeriums. Das heisst, der Minister hat auf der Bundes-

pressekonferenz wider besseres Wissen die Darstellung des *Handelsblatts* – und auf nichts anderem beruhte meine Frage – als «Unterstellung» und den Vorgang selbst als angeblichen «Standard» bezeichnet. Für diese Form der wissenschaftlichen Falschdarstellung verwendet man umgangssprachlich auch den Begriff Lüge.

## «Weggesperrt oder ermordet»

Doch damit noch nicht genug. Im weiteren Verlauf drohte der Minister mir als kritischem Journalisten mindestens unterschwellig mit Konsequenzen. Damit verstieß er unmittelbar gegen die sogenannte Neutralitätspflicht, der er als Minister unterliegt. Dazu gibt es auch ein Gutachten der Wissenschaftlichen Dienste des Bundestages mit dem Titel «Neutralitätspflicht von Regierungsmitgliedern und Parlamentarischen Staatssekretären».

Rufen wir uns Habecks Äusserungen auf meine Frage noch mal im Wortlaut in Erinnerung: «Es ist schon schwer zu ertragen, wenige Tage nachdem Nawalny ermordet wurde, dass Russlands Berichterstatter hier im Land die liberale Demokratie in Deutschland so diskreditieren. Jede Frage soll beantwortet werden, aber mit der Sympathie für ein Land, in dem Fragen noch nicht mal gestellt werden dürfen, sondern Menschen, die Fragen stellen, weggesperrt oder ermordet werden, ist eine moralische Grenze erreicht, die schwer zu ertragen ist.»

Der Vizekanzler Deutschlands instrumentalisiert hier den bisher ungeklärten Tod eines russischen Oppositionspolitikers in einem Straflager, um kritische Fragen an ihn zur Personalpolitik in seinem Ministerium zu delegitimieren. Wenn überhaupt jemand, wie von Habeck behauptet, die «liberale Demokratie» diskreditiert, dann ist er es höchstpersönlich. Wenn dem Minister der Schutz der liberalen Demokratie wirklich so viel bedeutet, dann sollte er die entsprechenden Konsequenzen ziehen.

Florian Warweg ist Redaktor von *Nachdenkseiten.de*.

# Google cancelt Weisse

Wir sind durchweg intolerante, homophobe weisse Heuchler und gehören umerzogen. So jedenfalls sieht es die Tech-Industrie. Nein, das ist keine Übertreibung.

Douglas Murray

Die Zukunft ist da. Und sie ist sehr, sehr rassistisch. Wie die *New York Post* kürzlich berichtete, hat sich Googles Bild-generator Gemini AI vieles vorgenommen – historische Genauigkeit gehört nicht dazu.

Wenn man das Programm auffordert, ein Bild der amerikanischen Gründerväter zu zeigen, bekommt man Bilder von schwarzen und indigenen Amerikanern, die etwas unterschreiben, das wie die amerikanische Verfassung aussieht. Das ist zumindest genauer als die Bilder von Päpsten. Eine Suche nach einem Bild eines der Heiligen Väter liefert unter anderem Bilder einer südostasiatischen Frau. Wer hätte das gedacht!

## Voller Vorurteile

Manche finden das überraschend. Ich nicht. Vor einiger Zeit habe ich versucht, im Silicon Valley herauszufinden, was bei Google Images passierte. Weil Google Images schon damals eine ganz spezielle Voreingenommenheit erkennen liess.

Wenn man «schwule Paare» eingab und entsprechende Bilder suchte, bekam man viele glückliche schwule Paare. Gab man «hetero-

*Sucht man Bilder von schwulen Paaren, bekommt man viele glückliche schwule Paare.*

sexuelle Paare» ein, bekam man Bilder von, ähm, schwulen Paaren. Das Gleiche passierte, wenn man glückliche Paare jedweder Orientierung suchte.

Wollte man Bilder von «schwarzen Paaren» sehen, bekam man viele glückliche schwarze Paare zu sehen. Gab man «weisse Paare» ein, wurden einem schwarze oder gemischtrassige Paare gezeigt – viele davon homosexuell. Auf

meine Frage, wie das zu erklären sei, wurde mir im Silicon Valley erwidert, dass dies als *machine learning fairness* bezeichnet werde. Die Maschine sollte also Fairness lernen. Die Vorstellung dabei ist, dass wir Menschen voller Vorurteile



sind und die Maschinen deswegen vorurteilsfreie Bilder liefern müssen. Allerdings waren die Maschinen eindeutig voreingenommen. Viel mehr als der durchschnittliche Mensch. Mir wurde klar, dass die Maschinen nicht eigenständig arbeiteten. Sie wurden durch menschliche Intervention gesteuert.

Wenig später habe ich es noch einmal überprüft: Google Images arbeitet noch immer mit derselben Methode. Sucht man Bilder von schwulen Paaren, bekommt man viele glückliche schwule Paare. Sucht man heterosexuelle Paare, erscheint ein Artikel, in dem gefragt wird, ob heterosexuelle Paare sich wirklich als

solche identifizieren sollten. Das zweite Bild erscheint mit dem Schlagwort «Queere Lektionen für Heteropaare». Wenig später erhält man ein älteres schwules Paar mit der Unterzeile «Rat für heterosexuelle Paare von einem schwulen Paar in Langzeitbeziehung». Sodann ein Foto mit dem Bildtext «Schwule Paare haben nicht so viele Eheprobleme wie heterosexuelle Paare».

## Was für eine Beleidigung!

All das bleibt einem erspart, wenn man nach «schwulen Paaren» sucht. Dann bekommt man das Gewünschte. Man wird nicht mit Fotos und Artikeln bombardiert, die einem erklären, dass heterosexuelle Paare viel glücklicher sind als schwule Paare.



«Hier ist ein Bild von einem Papst»: Vorschläge von Googles Gemini AI.

Fast scheint es, als wollte Google Images uns etwas oktroyieren.

Das Gleiche gilt für die Hautfarbe. Wer Fotos von schwarzen Paaren sucht, bekommt das Gewünschte. Glückliche schwarze Paare,



ausnahmslos heterosexuell. Wenn dieselbe Maschine aber Bilder von weissen Paaren ausspucken soll, passiert zweierlei. Man bekommt massenhaft Bilder von schwarzen und gemischtrassigen Paaren und schliesslich,

*Google liefert ein im wahrsten Sinne komplett falsches Bild unserer Vergangenheit.*

wer hätte das gedacht, von gemischtrassigen schwulen Paaren.

Warum spielt das eine Rolle?

Weil erstens klar ist, dass die Maschinen nicht vorurteilsfrei sind. Im Gegenteil, sie sind voller Vorurteile. Anscheinend will die Tech-Industrie uns belehren. Sie geht davon aus, dass wir durchweg intolerante homophobe weisse Heuchler sind, die umerzogen werden müssen. Was für eine Beleidigung!

Zweitens liefert Google Images ein im wahrsten Sinne komplett falsches Bild unserer Gegenwart. Wenn wir uns mit der Vergangenheit beschäftigen, lernen wir, dass damals andere Verhältnisse herrschten.

Wir sehen, wie es damals zuing, und auf diese Weise lernen wir. Wie sah es damals aus? Und wie sieht es heute aus? Und was offenbart der Vergleich?

### Diversität von Nazisoldaten

Wenn wir die Vergangenheit fälschen oder verändern, berauben wir uns der Chance, nicht nur die Vergangenheit zu verstehen, sondern auch die Gegenwart. Google hat erklärt, man wolle Gemini einstweilen aussetzen. Vor allem wegen der grotesken «Diversität» von Nazisoldaten. Im Dritten Reich gab es offenbar schwarze Armeeingehörige. Wer hätte das gedacht.

Google wird dieses Problemchen bestimmt in den Griff bekommen, aber man sollte vielleicht bedenken, dass nicht nur das Programm nichts taugt, sondern die ganze Sache faul ist. Google will die Vergangenheit Amerikas und des Westens umschreiben. Das sollten wir verhindern.

In der Sowjetunion gab es einen Witz, der im Zeitalter der künstlichen Intelligenz für Amerika relevant sein könnte: «Sicher ist nur die Zukunft. Die Vergangenheit ändert sich dauernd.»

Douglas Murray ist ein britischer Historiker, Journalist und Sachbuchautor. Er schreibt eine Kolumne für den *Spectator* und gehört zu den meistbeachteten Stimmen der englischsprachigen Welt.

Dieser Artikel ist zuerst in der *New York Post* erschienen. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Dr.-Spiele

Über die eigentümliche Sehnsucht der Deutschsprachigen nach zwei Buchstaben mit Punkt.

Peter Littger

**A**uf die kleinen Unterschiede komme es an, um in der Gesellschaft Einfluss zu besitzen, erklärte der französische Soziologe Pierre Bourdieu 1979 in seinem Bestseller «La Distinction». In Deutschland, Österreich und in der Deutschschweiz manifestiert sich Distinktion in einer kryptischen Abkürzung auf dem Türschild, auf dem Lebenslauf – und auf der Stirn: Herr und Frau Dr.!

Wie populär die beiden Buchstaben mit dem Punkt als scheinbarer Ausweis von Kompetenz sind, zeigen Massenprodukte wie «Dr. Best», «Dr. Schnell», «Dr. Oetker» oder «Dr. Loosen».

*Dr. von und zu Guttenberg ist immerhin auf dem Türschild das Comeback gelungen.*

Als seien Zahnbürsten, WC-Reiniger, Backmischungen oder Moselwein hochwertiger, wenn ihr Eigentümer – oder ein Vorfahre – ordentlich an einer Universität promoviert wurde. Wenn überhaupt.

### Gelogen und manipuliert

Es ist ein eigentümliches Kapitel der deutschsprachigen Gesellschaft und ihrer Geschichte, wie viel für den akademischen Grad des Doktors gelogen und manipuliert wird. Bereits im 19. Jahrhundert florierte das Geschäft von Promotionshändlern, während an Universitäten wie Jena oder Giessen Titel verkauft wurden, um Professorengehälter aufzubessern.

Die Leistung der Doktoranden bestand in einer «niveaulosen» mündlichen Prüfung, wie der deutsche Politiker, Philosoph und Professor Carl Vogt kritisierte, der später in Genf Zoologie lehrte. Über «Pseudodoktoren» wetterte der Berliner Historiker Theodor Mommsen, der für strengere Regeln eintrat, die seit 1810 alleine in Preussen galten. Verlangt waren eine schriftliche Dissertation und eine Prüfung in lateinischer Sprache. Wer es fauler anging, durfte bald in Preussen den Doktor-Titel nicht mehr tragen. Davon betroffen war zum Beispiel Karl Marx. Deutsch-

landweit galt es erst ab 1935 – im Nationalsozialismus, als politische Schwerverbrecher wie Goebbels oder Frank mit ihren «Dr.»-Titeln prahlten.

### Bildung adelt!

Besonders einfach hatte es sich übrigens der Schriftsteller Karl May gemacht. So wie er den Wilden Westen romantisierte, ohne je dort gewesen zu sein, gab er sich den Fantasietitel «Dr. May» – bis seine Frau in den USA wenigstens ein lateinsprachiges Promotionszeugnis kaufte. Ausgestellt war es für «Carolo May» von einer «Universitas Germana-Americana apud Chicago» – eine Briefkastenfirma, die deutschen Doctoris-Desperados zur Distinktion verhalf.

Mays Dreistigkeit wäre heute nach Paragraph 132a des deutschen Strafgesetzbuchs verboten. Doch die unstatthafter Bemühungen um den kleinen Unterschied sind nicht verschwunden. Tatsächlich wurden nie mehr «Pseudodoktoren» entlarvt als in den vergangenen dreizehn Jahren. Sie haben bei anderen abgeschrieben! Zum Klub der toten Doktoren zählen die ehemaligen Ministerinnen Franziska Giffey und Annette Schavan sowie der ehemalige Verteidigungsminister Karl-Theodor Guttenberg.

Bleibt die Frage, warum es der Freiherr von und zu Guttenberg überhaupt nötig hatte. Schliesslich ist er seit seiner Geburt im Besitz eines anderen kleinen Unterschieds, der zumindest im Vereinigten Königreich mehr zählt als jeder bürgerliche Titel. Man lässt sich dort lieber als «Baron», «Lord» oder «Sir» ansprechen.

Im republikanischen Deutschland gilt unterdessen: Bildung adelt! Guttenberg konnte es deshalb nicht lassen und wurde 2019 ausgerechnet an der britischen Universität Southampton promoviert. Ob er einen Ghostwriter beschäftigte, ist nicht bekannt. Auch die Plagiatsjäger haben nichts moniert.

Damit ist Dr. von und zu Guttenberg immerhin auf dem Türschild das Comeback gelungen.



Eine Fahrt, die uns noch heute staunen lässt: Marco Polo und sein Onkel machen sich in Venedig auf die Reise (o. r.), 1271.

## Venezianischer Odysseus

«Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen», schrieb Goethe. So soll es sein! Wir müssen weltanschauliche Hürden überwinden. Das Vorbild heisst Marco Polo.

Jürgen Wertheimer

Mitten im fernen 13. Jahrhundert brechen zwei venezianische Kaufleute zu einer grossen Reise Richtung Osten auf. Marco Polos Vater und sein Onkel sind Kaufleute und wollen mit Edelsteinen handeln. Über gewaltige Umwege treffen sie schliesslich am Hof des Mongolenherrschers Kublai Khan in Kambaluk, dem heutigen Peking, ein. Der mächtige Khan hält grosse Stücke auf das Christentum und gibt den beiden Händlern einen Auftrag. Nämlich ihm Öl aus der Lampe am Jesus-Grab in Jerusalem zu beschaffen – als Balsam für Seele und Körper.

Mit vielen Geschenken und diesem Auftrag kehren sie 1269 nach Venedig zurück. Um nur drei Jahre später neuerlich in Richtung Osten aufzubrechen, um ebendiesen etwas abstrus erscheinenden Auftrag zu erfüllen – diesmal in Begleitung des siebzehnjährigen Marco.

Der Beginn einer Fahrt, die uns noch heute staunen lässt: über Palästina (Akkon) – wir befinden uns mitten in der Zeit der Kreuzzüge – weiter nach Asien, durch die bunten Basare

*Ohne diesen literarischen Coup wäre diese Reise möglicherweise längst in Vergessenheit geraten.*

von Täbris, die Oasenstadt Yazd, Hormus und entlang der indischen Küste, quer durch die Wüste, auf Teilen der Seidenstrasse bis nach China. Nach 12 000 Kilometern und dreieinhalb Jahren Reisezeit erreichen Marco Polo und seine Begleiter unversehrt Shangdu, den 320 Kilometer nördlich von Peking gelegenen Sittersitz des Grosskhans. Und endlich steht der junge Reisende Kublai Khan, dem Grosskhan der Mongolen und Enkel des le-

gendären Dschingis Khan, gegenüber. Hier ein kleiner venezianischer Nobody – dort der Herrscher eines Weltreichs. Konnte das gutgehen? Nun, es ging gut – wenn man dem Bericht Marcos glauben darf, von Anfang an und überraschend schnell.

Der Mongolenherrscher war allem Neuen und Unbekannten gegenüber aufgeschlossen – und der ferne Westen war damals mit Sicherheit dem Osten so wenig bekannt wie diesem der ferne Osten. Wechselseitige Neugier ist immer noch eine der motivierendsten Eigenarten, wenn es um das Erkunden neuer Wirklichkeiten geht.

### Kublai Khans Vertrauter

Es scheint tatsächlich so, als wäre Kublai Khan von Anfang an vom mittlerweile 21-jährigen Marco Polo beeindruckt gewesen. Während Vater und Onkel ihren Geschäften nachgehen,

lernt Marco verschiedene Sprachen, die im Mongolenreich gesprochen werden. Der Herrscher betraut Marco Polo mit Sondermissionen, macht ihn zu seinem Präfekten. Als Diplomat und Vertrauter des Potentaten reist der jugendliche Diplomat in fürstlichen Diensten in den nächsten siebzehn Jahren durch Tibet, durch die Regionen am Fluss Jangtse, am Gelben Fluss und am Mekong. Als erster Europäer gelangt Marco Polo ins Innere von Birma und ins Gebiet der heutigen Staaten Thailand und Vietnam, möglicherweise auch nach Sibirien.

Nicht alles, was er später berichtet, hat er mit eigenen Augen gesehen, und nicht wenige zweifeln sogar bis in unsere Tage daran, ob diese Reise jemals stattgefunden hat. Vielleicht, so der Verdacht, kam er nur bis Konstantinopel, der Rest Erfindung, Kolportage, Bericht aus zweiter Hand – vom Hörensagen.

Als das ebenso verwegene wie kluge Trio nach Jahrzehnten wieder in die Heimat zurückkehrte, war Marco längst zu einer Art Odysseus geworden, den nichts mehr auf Dauer hielt.

Bereits 1299 nahm er als Kommandant einer Galeere an einer Seeschlacht gegen die Genueser teil und geriet in mehrmonatige Gefangenschaft. Und genau dieser Vorfall sollte zur Keimzelle des legendärsten Reiseberichts aller Zei-

ten werden. Führte ihm der Zufall doch einen versierten Schriftsteller als Haftgefährten zu: den Berufsschriftsteller Rustichello da Pisa. Zusammen mit ihm entstand im Verlauf weniger Monate der Bericht über Marcos Zeit in China. Wir wissen nicht, ob er ihm seine Geschichte diktierte oder nur das Material dazu lieferte und den Autor als Ghostwriter einsetzte. Das Resultat dieser einzigartigen Koproduktion jedenfalls ging um die Welt: «Le divisament dou monde» («Die Aufteilung der Welt») oder, bekannter, unter dem Namen «Il Milione».

Ein Bestseller, der in den nachfolgenden zwei Jahrhunderten nicht nur viel gelesen wurde, sondern auch praktische Verwendung fand. Noch Christoph Kolumbus benutzte Marco Polos Angaben zur Errechnung der Länge einer Seefahrt. Die mit eigenen Anmerkungen versehene Abschrift des Reiseberichts «Il Milione» ist noch heute in Sevilla zu bewundern. Ohne diesen literarischen Coup wäre diese Reise, falls sie denn stattgefunden hat, möglicherweise längst komplett in Vergessenheit geraten. Da der «Milione» aber nun einmal vorliegt und derart Furore

machte, hat diese Reise – unabhängig von empirischen Beweisen – definitiv stattgefunden: und wenn auch nur im Kopf vieler Leser, die den Mythos Marco Polo über die Jahrhunderte hinweg weitertrugen. Diese «Neuvermessung der Welt» fand lange vor den Forschungsreisen des 18. Jahrhunderts und lange vor denen der Konquistadoren und Entdecker des 15. und 16. Jahrhunderts statt. Und wahrlich auf eine sehr viel weniger rabiate, blutige Art und Weise.

Nämlich ganz ohne Eroberungsgelüste, Überlegenheitsgefühl und Missionierungswahn. Und auch ohne jeden Anflug von exotischer Schwärmerei.



Marco Polo (1254–1324).


### Migrant auf Zeit

Marco Polo hatte offenbar begriffen, dass sich ihm die einmalige Chance bot, als Botschafter des übermächtigen Grosskhans eine ihm und den Europäern bis dahin fremde Welt zu erkunden. Umgekehrt mag der wissbegierige und innovativ denkende Khan von der Beobachtungs- und Auffassungsgabe seines unaufgeregten Berichtenden Kundschafers profitiert haben. Denn Marco Polo sammelte alles, was

Wir feiern die  
12. Schlafwohl-Filiale



Schlafwohl

SINCE 2006 

Markenmatratzen & Bettsysteme

# Traumhafte TEMPUR-Aktion bei Schlafwohl.



Jetzt 600.- sparen!

TEMPUR Pro Plus CoolQuilt Matratze  
Jetzt 1'690.- statt 2'290.-

## Bettenfachgeschäft Schlafwohl

Zürich City | Zürich Albisrieden | Bern | Basel | Luzern | St.Gallen | Winterthur | Baar | Chur | Mellingen | Rüslikon | Rapperswil-Jona  
anfrage@schlafwohl.ch, Tel. 044 700 01 09, schlafwohl.ch

Angebot gültig bis 16.03.2024. Tempur Pro Plus CoolQuilt Matratzen medium in der Grösse 90 x 200 x 27 cm jetzt zum Preis von 1'690.- statt 2'290.-.

seinen Weg kreuzte. Kleines wie Grosses: technische Errungenschaften, religiöse Rituale, Geldangelegenheiten und Heiratssachen, Tierarten, Pflanzengifte, Heilkräuter, Geografisches, Mineralogisches, Politisches ... Es gibt nichts, was den Migranten auf Zeit nicht interessieren würde. Und: was ihn nicht gleichermassen interessieren würde. Forciert gesagt, könnte man sagen: Dieser Mann ohne Eigenschaften unterscheidet nicht, wählt nicht aus, und vor allem richtet und moralisiert er nicht, sondern begnügt sich damit, in der Art eines wahrheitsversessenen Reporters zu berichten.

In seinen Aufzeichnungen mischen sich eigene und fremde Beobachtungen – übergangslos und nahezu wertungsfrei. Ein Weltensammler der besonderen Art. Und der Grosskhan fand offenbar immer mehr Gefallen an seinem sehr besonderen Informanten und seiner Art, den Dingen nachzugehen. Während seine chinesischen Gesandten Aufträge immer nur schematisch «abarbeiteten», lieferte Marco Polo mehr. Er hakte Fakten nicht nur schematisch ab, sondern vermittelte Hintergründe, fragte nach Zusammenhängen. Einmal notierte er, nicht ohne Stolz, er hätte «bemerkt, dass dem Herrscher die Mission wohl wichtig war, ihm aber Nachrichten über Zustände, Ereignisse und Lebensgewohnheiten der bereisten Gebiete noch wichtiger waren».

#### Aussenseiter in seiner Heimatstadt

Nach siebzehn Jahren wird es den drei Venezianern dann doch etwas ungemütlich im Reich der Mitte. Der Khan ist mittlerweile gegen die achtzig, die politischen Machtkämpfe kommen näher. Erst nach langem Bitten willigt der Khan ein und genehmigt die Abreise: als Kohorte

einer schönen Prinzessin, die in Persien verheiratet werden sollte. Die Rückreise verlief nicht weniger abenteuerlich als der Hinweg: Erst vier Jahre später, 1295, Marco ist mittler-

#### *Was bleibt, ist ein erster europäischer Blick in das Reich der Mitte.*

weile Mitte dreissig, erreichten die drei endlich wieder Venedig. Mit leeren Händen, denn die 500 Kilogramm wertvolle Rohseide, die sie mitbringen wollten, waren kurz vor ihrer Ankunft konfisziert worden. Allenfalls ein paar Edelsteine, eingenäht in die Säume der Kleidung, waren ihnen verblieben. Und die Erinnerungen an diese Reise ihres Lebens, die erst jetzt – aus der Rückschau – wirkliche, das heisst literarische Gestalt annehmen sollte.

War er in China nahezu zu einem Einheimischen geworden, so wurde er in seiner fremd gewordenen Heimatstadt nahezu zu einem Aussenseiter, bis zu seinem Lebensende von Zweiflern begleitet, die an der «Echtheit» seiner Reise zweifelten, ihn der Lüge bezichtigten.

1324 starb Marco Polo – bis zuletzt von Priestern, Freunden und Verwandten aufgefordert, um seines Seelenheiles willen den Lügengeschichten doch endlich abzuschwören. Seine Antwort: «Ich habe nicht die Hälfte dessen erzählt, was ich gesehen habe!»

Man muss sich immer wieder klarmachen, dass mehr als zwanzig Jahre, angereichert mit vielen anderweitigen Erfahrungen, vergangen waren, bevor Marco Polo sich anschickte, die Reise seines Lebens in schriftliche Form zu bringen. Es war kein junger Mann, der gebannt

von fremdartigen und exotischen Erfahrungen seine Impressionen spontan zu Papier brachte. Vielmehr sortierte, rekapitulierte, dokumentierte und konstruierte hier ein Erwachsener seine eigene Vergangenheit. Es ist, als hätte er den Moment der ersten Begegnung auch für sich selbst immer wieder neu evozieren und wachrufen wollen. In der Art eines kundigen Reiseführers begleitet die Kunstfigur Marco seine «Mitreisenden» und unterhält sie beim Gehen locker mit Anekdoten und Skurrilitäten, unterfüttert mit witzigen und wichtigen Hinweisen auf religiöse und profane Sitten und Gebräuche, so dass nie Langeweile aufkommt. Zugleich gewinnt man zunehmend den Eindruck, sich einem anzuvertrauen, dem man nichts vormachen kann und der einen ungeheuren Vorrat an Wissen hat, ohne damit zu prahlen oder sich in den Vordergrund zu spielen. Im Gegenteil.

#### Nur «Touristen»

Der Erzähler des «Millione», der wie ein Flaneur durch die Welt zu gehen scheint und uns zu einem grossen, sehr grossen Spaziergang einlädt. Und der seinen Mitreisenden möglicherweise den guten Rat gibt: Vergesst nie, wir sind nur auf Durchreise, nur «Touristen». Wir interessieren uns für alles – aber wir lassen uns auf nichts ein. Elend, Hunger, Reichtum, Verbrechen, grausame Schlachten, opulente Feste – wir beobachten alles von aussen. Nicht desinteressiert, beileibe nicht. Aber doch im Wissen darüber, dass es nicht unsere Armut, unser Reichtum, unsere Schlachten sind. All diese bleiben am Ort, wir aber ziehen weiter ... Irgendwohin.

Was bleibt, ist ein erster europäischer Blick in das Reich der Mitte. Der Pionier Marco hat China nicht nur abgebildet, sondern für uns Europäer vormodelliert. Wir könnten von seiner unaufgeregten Art der Ethnologie und der hellwachen Diplomatie noch immer lernen. Auch jetzt, wo China uns hautnah gekommen ist und das Projekt einer «Neuen Seidenstrasse» bis in das Herz des Westens greift. Marco Polo verstand nämlich die Kunst, Distanz zu halten und dennoch Kontakte herzustellen. Er begriff: Der Westen und der Osten brauchen einander, können vielleicht sogar voneinander profitieren. Ähnlich wie einer seiner gedanklichen «Erben», Goethe, dies 500 Jahre später im «West-östlichen Divan» formulierte:

«Wer sich selbst und andre kennt,  
Wird auch hier erkennen:  
Orient und Okzident  
Sind nicht mehr zu trennen.»

Und Marco Polo war vielleicht der Erste, der weltanschauliche Hürden und «chinesische» Mauern zwischen den beiden Hemisphären abzubauen begann.

Jürgen Wertheimer ist Professor für internationale Literaturen an der Universität Tübingen. Zuletzt von ihm erschienen: «Immanuel Kant. Der Magier der Vernunft in 24 Episoden» (Benevento, 2023).



## Wieso brauchen Berufsleute einen «Professional Bachelor/Master»?

Ab Montag, 4. März, täglich ab 17.30 Uhr auf





und ab Montag, 11. März, täglich ab 17.20 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv Sponsoringpartner





# High Heels und Heldenmut

Annalena Baerbock flieht vor einer russischen Drohne – stilvoll auf hohen Absätzen. Sieht so feministische Aussenpolitik aus?

Cora Stephan



Sieht so feministische Aussenpolitik aus? Baerbock in der ukrainischen Stadt Mykolajiw.

Jetzt machen sie sich wieder lustig! Die Bild-Zeitung vorneweg: «Spaziergang durch die Trümmer: Aussenministerin Baerbock in der südukrainischen Stadt Mykolajiw.» So untertitelten die männlichen Chauvinisten ein Bild, auf dem zu sehen ist, wie Annalena Baerbock vor einer russischen Drohne flieht – ohne Helm und Schutzweste, stattdessen in weisser Hose und kamelfarbenem Jackett, an den Füßen Stiefeletten mit hohen Absätzen, auf denen sie leichtfüssig durch die Trümmer balanciert.

## Todesmutige Ministerin

Gekonnt ist gekonnt, auch wenn es mal schnell gehen muss. Etwa wenn eine Aufklärungsdrohne der Russen einen Luftangriff ankündigt. Die gepanzerte Kolonne der Aussenministerin musste sofort aufbrechen, schliesslich war man nur fünfzig Kilometer von der Front entfernt und in einer «Hochrisikozone». Soweit wir wissen, hat sie ihr Fahrzeug ohne Knöchelbruch erreicht. Die Frau ist eben unverwundbar.

Was gefällt den Baerbock-Nörglern nicht? Hätte sie sich vielleicht Flecktarn und Kampf-

stiefel anziehen sollen? Oder würde auch das wieder Empörung auslösen: Sieht so feministische Aussenpolitik aus? Und: Will die Aussenministerin jetzt etwa höchstpersönlich den Russen die Beine wegtreten? Oder: Steht es

## *Dass Frauen das friedlichere Geschlecht seien, ist die falsche Schlussfolgerung.*

bei der Bundeswehr mittlerweile so schlimm, dass es zwar als Erbe der Ursula von der Leyen Kampfanzüge für schwangere Soldatinnen gibt, aber keine Splitterschutzweste für die Aussenministerin?

Sehen wir es doch mal ganz anders: Wenn der Wertewesten schon mal persönlich im Kampfgebiet auftaucht, dann möchten müde Kämpfer gewiss etwas anderes sehen als ihresgleichen. Insofern: Gut gemacht, Annalena!

Halten wir uns auch nicht mit dem Verdacht auf, dass es sich womöglich um eine Inszenierung handelte für einen Fotografen der

Deutschen Presse-Agentur, damit der deutsche Steuerzahler, gerührt ob der todesmutigen Ministerin, es völlig in Ordnung findet, dass sie weitere 100 Millionen Euro für die Ukraine im Gepäck hatte.

Fragen wir lieber nach dem Verhältnis von Frauen und Krieg. Zu den eifrigsten Bellizisten gehören in Deutschland Marie-Agnes Strack-Zimmermann von der FDP und eben Annalena Baerbock, beide offenbar getragen von der Vorstellung, man müsse das Gute gegen das Böse unterstützen. Dummerweise ist im Krieg nicht garantiert, dass der Sieg jeweils der «guten» Seite zufällt. Dessen «Moralisierung» treibt vielmehr das Schlachten und Sterben bis zum Äussersten.

## Dass Männer sich opfern, hat Logik

Frauen haben selten gekämpft, aber oft genug zugeschaut – etwa wenn eine Phalanx der griechischen Hopliten auf eine andere Phalanx traf, was ein Heidenspektakel gewesen sein muss. Sie hatten auch nichts dagegen, zuzusehen, wie sich Gladiatoren gegenseitig zerfleischten oder von wilden Tieren zerfleischt wurden.

Dass Frauen das friedlichere Geschlecht seien, ist die falsche Schlussfolgerung aus der Tatsache, dass sie in ihrer Mehrheit Männern das Kriegshandwerk überlassen haben. Nicht, weil Männer physisch besser dafür geeignet wären oder weil das Testosteron sie antrieb. Krieg ist organisierte Gewalt von Männerkollektiven, und berserkerhafte Wut oder individueller Heldenmut waren nicht nur unerwünscht, sondern geradezu gefährlich. Dass Männer sich «opfern», wie sie selbst es sehen, hat Logik: weil sie für den Fortbestand der Gattung unwichtig sind, dafür reichen schon wenige Exemplare. Nur Frauen sind fruchtbar, sie sind in diesem Sinn wertvoller als Männer und müssen geschützt werden.

Aber sind nicht die Frauen eigentlich immer und in jeder Hinsicht die eigentlichen Opfer? Das verkündete einst Hillary Clinton: Frauen leiden am meisten unter Kriegen, weil sie an der Front Sohn, Vater oder Mann verlieren könnten. Logisch: Wer tot ist, leidet nicht mehr.

# Orbán's Meisterzug

Der langjährige Verfassungsrichter Tamás Sulyok ist neuer Staatspräsident Ungarns. Regierungschef Viktor Orbán setzt ein starkes Zeichen für Rechtsstaatlichkeit.

Bence Bauer

*Budapest*  
Nach dem überraschenden Rücktritt der ungarischen Staatspräsidentin Katalin Novák beruhigen sich im politisch aufgeheizten Ungarn die Gemüter langsam wieder. Am 26. Februar wählte die Nationalversammlung den Präsidenten des Verfassungsgerichts, Tamás Sulyok, zum Staatsoberhaupt. Ministerpräsident Viktor Orbán betonte, dass bei der Kandidatenwahl die Erfahrung, die Sachkunde in Verfassungs- und Rechtsfragen sowie das Wissen um politische Institutionen und die internationale Aufstellung eine Rolle gespielt hätten. Beobachter sehen dies auch als ein Zeichen des enormen Stellenwertes der Rechtsstaatlichkeit im Lande.

## Erfahrung im Kommunismus

Nach dem Studium der Rechtswissenschaften betätigte sich der 1956 geborene Tamás Sulyok erst als Rechtsberater, dann bis zu seiner Wahl in das ungarische Verfassungsgericht als Rechtsanwalt. Zwischen 2000 und 2014 war er österreichischer Honorarkonsul in Szeged und lehrte seit 2005 an der dortigen Universität Verfassungsrecht. Nach seiner Wahl zum Verfassungsrichter 2014 wurde er 2016 vom Parlament zum Präsidenten des Verfassungsgerichts von Ungarn bestellt. Er ist damit nach László Sólyom (2005–2010) der zweite Präsident des Verfassungsgerichts, der zum Staatspräsidenten avancierte. Im Gegensatz zu Sólyom waren die Entscheidungen des Verfassungsgerichts in der Zeit von Sulyok weniger kontrovers, seltener umstritten und von einer grösseren verfassungsrechtlichen Reife geprägt.

Sulyoks Familie erlebte den Kommunismus aus nächster Nähe. Sein Vater musste nach dem Zweiten Weltkrieg seine Arbeit als Rechtsanwalt für mehr als zehn Jahre beenden. Durch diese Ereignisse sensibilisiert, promovierte der Sohn nach der Wende zum Thema der verfassungsrechtlichen Stellung der Rechtsanwaltschaft. Auch Tamás Sulyok selbst erfuhr aus eigener Erfahrung, wie der Kommunismus sich des Rechtswesens bemächtigte. Nach dem

Assessorexamen bedeutete ihm der Präsident des Komitatsgerichts, ein politisch Ernannter, er müsse in die kommunistische Partei eintreten, wenn er Strafrichter werden wolle.

## *Gerade in aufgewühlten Zeiten war er bemüht, den europäischen Dialog aufrechtzuerhalten.*

Seine frappierende Antwort – er wolle kein Strafrichter sein – trug ihm eine Zwangsversetzung in eine Kleinstadt fern des Wohnorts mitsamt niedrigerer Stellung ein.

Tamás Sulyok spricht nicht nur ausgezeichnet Deutsch, sondern gilt auch als Freund der deutschsprachigen Länder. An entscheidender Stelle in Diplomatie und Rechtswesen knüpfte er enge Bande zu Deutschland, Österreich und der Schweiz. Dabei gehört er zu jenen Ungarn, denen der deutsche Sprach-, Kultur- und Zivilisationsraum nicht nur aus

den Lehrbüchern etwas sagt, sondern auch aus eigener persönlicher Verbundenheit.

Gerade in aufgewühlten Zeiten war er als Mann des Rechts und des Ausgleichs immer bemüht, den europäischen Dialog im Rechtsstaatsbereich aufrechtzuerhalten. Der 67-jährige Sulyok gilt in Fachkreisen als solider, glaubwürdiger und verlässlicher Garant der Rechtsstaatlichkeit. Der Neugewählte glaubt nach eigener Aussage sehr an den europäischen Dialog, was aber keineswegs bedeuten sollte, seine eigenen nationalen Werte aufzugeben. Die nationale Identität, das nationale Interesse und die nationale Souveränität zu verteidigen, sind für Tamás Sulyok wichtige Anliegen in einem Europa, in dem zusehends rechtliche, politische und moralische Fragen immer wieder zum Nachteil der Nationalstaaten vermengt werden.

## Zeichen der Verlässlichkeit

Kenner der Politik des Landes betonen, dass die Wahl von Sulyok ein wichtiges Zeichen der Solidität und Verlässlichkeit sei. Selbst regierungskritische Analysten weisen darauf hin, dass es auch der Opposition gut zu Gesicht gestanden hätte, den renommierten Sulyok im Parlament zu unterstützen. Stattdessen hätten sich die Oppositionsparteien in Grabenkämpfe verirrt und sich auf keine gemeinsame Linie einigen können.

Für Ministerpräsident Viktor Orbán und seine Regierungskoalition ist die Wahl von Tamás Sulyok eine gute Entscheidung, denn man hat innerhalb kürzester Zeit einen Personalengpass sauber und solide überwinden können – obendrein mit einer hochstehenden Persönlichkeit, an deren fachlicher und persönlicher Eignung keine Zweifel bestehen. Damit hat der ungarische Ministerpräsident klar das Heft des Handelns in die Hand genommen und einmal mehr bewiesen, wie er selbst politische Krisen in Erfolge ummünzen kann.



*Freund der deutschsprachigen Länder:*  
Tamás Sulyok.

Bence Bauer ist Direktor des Deutsch-Ungarischen Instituts für Europäische Zusammenarbeit am Mathias Corvinus Collegium in Budapest und Mitherausgeber des Monatsmagazins *Hungarian Conservative*.

# Die Lüge, die Frauen heute erzählt wird

Man kann nicht alles haben. Auch wenn es verlockend scheint.



**F**rauen stehen heute alle Möglichkeiten offen. Sie haben die Freiheit, ihre eigenen Lebensentscheide zu treffen und die Modelle zu wählen, die am besten zu ihnen passen. Von der Wahl ihres Studiums bis hin zur Übernahme jedes erdenklichen Berufs haben Frauen die gleichen Möglichkeiten wie Männer. Man könnte denken, sie sollten doch zufrieden sein.

Dem ist nicht so. Untersuchungen über Jahre hinweg belegen, dass Frauen immer unglücklicher werden. Betsey Stevenson und Justin Wolfers stellten in ihrer Studie «Das Paradox des sinkenden Glücks von Frauen» (2009) fest, dass dieser Trend in allen Industrieländern zu beobachten ist. Besonders mit fortschreitendem Alter nimmt die weibliche Zufriedenheit ab. Anders als bei den Männern.

Experten erklären das Phänomen unter anderem damit, dass Frauen im fortgeschrittenen Alter mehr von Jobunsicherheit betroffen sind, auch mit Blick auf die Herausforderungen alleinerziehender Mütter. Hinzu kommt, dass die grosse Auswahl an Möglichkeiten oft zu Überforderung und Druck führt. Wir kennen es: Wenn unsere Optionen begrenzt sind, fällt es uns leichter, eine Entscheidung zu treffen. Ist die Auswahl hingegen endlos, steigt der Druck, die perfekte Wahl zu treffen, und Zweifel kommen auf. Die moderne Lebensweise führt paradoxerweise zu mehr Unzufriedenheit.

Diese Faktoren spielen sicher eine Rolle, ich aber habe noch eine andere Erklärung. Einerseits haben wir den Einfluss von Social Media, wo uns glamouröse Ladys ein perfektes Leben vorgaukeln. Sie sind ständig auf Reisen, schei-

nen übermässig erfolgreich. Und trotzdem haben sie für alles Zeit: Mann, Kinder, Selbstfürsorge. Oft ist es aber nur eine Fassade. Es sind die zwei besten Minuten ihres Tages, die sie auf Instagram präsentieren. Doch viele Frauen vergleichen sich und denken, dass andere alles perfekt im Griff haben und sie selbst unzureichend sind.

Andererseits werden Frauen oft durch gesellschaftliche Erwartungen unglücklich gemacht, und zwar durch das «having it all»-Prinzip, das die Gesellschaft und der moderne Feminismus propagieren. Man redet Frauen ein, dass sie alles haben können – und alles gleichzeitig. Alles ist problemlos machbar: eine erfolgreiche Karriere, eine glückliche Fa-

*Glamouröse Ladys sind ständig auf Reisen und haben trotzdem für alles Zeit: Mann, Kinder, Selbstfürsorge.*

milien- und Partnerbeziehung sowie persönliche Erfüllung. Die moderne Familienpolitik lässt nichts unversucht, Frauen in Karrieren zu fördern und die Doppelrolle «Mutter und Karrierefrau» als erstrebenswert darzustellen.

Und dann stellen Untersuchungen fest, dass trotz all der Führungspositionen und unbegrenzten Möglichkeiten am Arbeitsmarkt das «having it all»-Prinzip Frauen im Grossen und Ganzen gar nicht so glücklich macht, auweia. Mein Eindruck ist, dass diese idealisierten Vorstellungen von Erfolg und Erfüllung oft nicht mit der realen Erfahrung vieler Frauen übereinstimmen. Sicher gibt es jene, die alles

müheless unter einen Hut bringen und glücklich sind, aber viele scheitern dabei, diese hohen Anforderungen, auch an sich selbst, zu erfüllen. Abends kehren sie erschöpft nach Hause, sind gestresst, psychisch belastet und unzufrieden.

**G**utbezahlte Positionen mit viel Verantwortung bringen zwangsläufig ein erhöhtes Arbeitspensum mit sich, vielleicht auch Pikettdienst oder Ferienunterbruch. Man kann nicht nur die positiven Aspekte, Geld, Status und Erfolg, wollen und die negativen Konsequenzen von sich weisen. Dies gilt genauso für Männer. Auch sie können nicht alles sein, erfolgreicher Unternehmer und gleichzeitig *super daddy*. Oft entscheiden sie sich für Ersteres, oder aber sie wählen einen weniger anspruchsvollen Job, um mehr Zeit für die Familie zu haben, mit weniger Gehalt und einem niedrigeren sozialen Status.

Es ist ein Trugschluss, zu glauben, man könne alles haben. Auch wenn man versucht, einen Mittelweg zu finden, bleibt es immer ein Kompromiss, den man mit sich selbst eingeht. Man muss irgendwo Abstriche machen, sei es bei der Karriere oder den persönlichen Interessen, um den Anforderungen des Familienlebens gerecht zu werden. Das bedeutet nicht, dass man sich zwangsläufig für ein bestimmtes Modell entscheiden muss. Aber Frauen, die sich dessen bewusst sind, dass gewisse Verzichte erforderlich sind – mit allen damit verbundenen Konsequenzen –, scheinen letztendlich zufriedener.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara



«Die Zeit der Schweizer Naivität ist vorbei.»

## Was suchen die Chinesen am Obersee?

Chinesen wollen in Rapperswil-Jona auf städtischem Grund ein «Innovationszentrum» bauen. Dahinter stecken nicht nur Private, wie behauptet wird. Sondern auch der chinesische Staat.

Philipp Gut

**S**eldwyla liegt am Obersee. Und ein bisschen auch in China. Diesen Eindruck jedenfalls könnte man gewinnen, wenn man den Wirbel um den sogenannten China-Deal und dessen Weiterungen betrachtet, der derzeit in der Stadt Rapperswil-Jona und darüber hinaus die Gemüter erhitzt und für lokale Empörung sorgt.

Dabei geht es um einen Landverkauf der Stadt an eine angeblich private Firma mit chinesischem Hintergrund, die dort, im Joner Schachen, auf 2000 Quadratmetern städtischem Grund ein Innovationszentrum für Start-ups sowie kleine und mittlere Unternehmen errichten will.

Das Vorhaben stösst auf Kritik. So wurde eingewandt, der Stadtrat, also die Regierung, habe den Landverkauf undemokratisch am Volk vorbeigeschmuggelt und seine Kompetenzen überschritten, indem er das fakultative Referendum unterlaufen habe. Auch sei der Stadtrat von einem zu tiefen Schätzwert des Grundstücks

ausgegangen, um so trickreich einen Volkstentscheid zu umgehen.

### Deal «hinter verschlossenen Türen»

Im Fokus dieser Einwände steht insbesondere Stadtpräsident Martin Stöckling (FDP), der für Schlagzeilen bis in die nationalen Medien sorgte. «Stadtpräsident verkauft heimlich Millionen-Grundstück an Chinesen» titelte *20 Minuten*. Der *Blick* schrieb, der Deal mit den chinesischen Investoren sei «hinter verschlossenen Türen» abgewickelt und

### *Der unmittelbare Einfluss der Kommunisten manifestiert sich auch an der Unternehmensspitze.*

die Bevölkerung sei darüber fast zwei Jahre lang nicht informiert worden. Inzwischen ist der Fall sogar vor dem Richter gelandet. Das Verwaltungsgericht des Kantons St. Gallen

muss sich nun mit der Frage beschäftigen, ob der Deal rechtens war.

Doch das ist noch nicht alles: Nun kommt, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, eine weitere, internationale Dimension des Falls ins Spiel. Nachdem der umstrittene Handel mit einiger Verzögerung doch noch öffentlich geworden war, haben sowohl der Stadtrat von Rapperswil-Jona als auch die Chinesen wiederholt betont, es handle sich dabei ausschliesslich um ein privates Geschäft mit privater Finanzierung. Als Käuferin trat eine gewisse Sinowiss Holding AG mit Sitz in Steinhausen im Kanton Zug auf den Plan. Sie teilte am 21. Februar 2023 mit, das Innovationsprojekt in Rapperswil-Jona bilde einen «ersten Brückenpfeiler» zum ebenfalls «vollständig privat finanzierten», bereits bestehenden Sinowiss-Technopark in China. Auch später sagten die Chinesen, dass es sich dabei «zu 100 Prozent um eine private Initiative» handle.

Da kann sich schon schüchtern die Frage regen: Warum streichen die Akteure ungefragt



immer wieder heraus, dass es sich um eine rein private Investition eines privaten Unternehmens handle? Und ist das auch die ganze Wahrheit? Wir haben nachgeforscht – und sind dabei auf eine verschachtelte Firmenstruktur gestossen, die am Ende mehr oder weniger direkt zum chinesischen Staat und damit zur Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) führt.

Zur Veranschaulichung können wir das Konstrukt mit einer russischen Matrioschka vergleichen. Im Kern dieser Puppe befindet sich die Sinoswiss Technopark (Switzerland) AG. Sie würde das «Innovation Center» in Jona bauen und führen. Bereits hier gibt es – entgegen den Beteuerungen der Beteiligten – enge Beziehungen zum chinesischen Staat. Das zeigt sich konkret beim Sinoswiss Technopark (SSTP) in China, dem Pendant des in Jona geplanten Schwesterprojekts. Auf dessen Website heisst es, dieser Sinoswiss Technopark befindet sich in der «New Area» Chongqing Liangjiang im Westen Chinas. Es sei das «dritte neue Gebiet auf nationaler Ebene, das direkt von der

### Zusätzliche Brisanz erhält der Fall nach Enthüllungen über mutmassliche Spionagetätigkeiten.

chinesischen Zentralregierung ausgewiesen wurde». Zum Hintergrund: Diese «neuen Gebiete» («New Areas») sind von der chinesischen Regierung geplante und geförderte Entwicklungszonen. Im Fall des Technoparks Chongqing heisst es denn auch, wie zitiert, ausdrücklich, die Zentralregierung in Peking sei daran «direkt» beteiligt.

Die nächstgrössere Puppe ist die erwähnte, im Jahr 2013 in Steinhausen gegründete Sinoswiss Holding AG. Sie ist die Mutter der Sinoswiss Technopark (Switzerland) AG, welche in Jona das «Innovation Center» betreiben möchte. Die Sinoswiss Holding wiederum hat ihrerseits eine Mutter, die chinesische Fenshare Holding Co., Ltd., beheimatet in Chongqing im Distrikt Yubei. Sie beschäftigt bei drei Milliarden US-Dollar Umsatz rund 20 000 Mitarbeiter, stellt Klimaanlage her und betreibt sechs grosse Fabriken in China. Darüber hinaus ist sie in den Bereichen Immobilien und Private Equity tätig.

#### «Nationales Arbeitsmodell Chinas»

Fenshare schliesslich ist eng verflochten mit der noch viel grösseren Gree Electric Appliances, dem Weltmarktführer für Klimaanlage mit Sitz in Zhuhai. Chefin und Präsidentin von Gree ist Mingzhu Dong, eine der mächtigsten Frauen der Welt, die überdies den Ruf hat, Chinas härteste *business woman* zu sein – und eine stramme Kommunistin. Für ihre Parteitreu und ihre Verdienste fürs Vaterland wurde «Schwester Dong»,

wie sie auch genannt wird, von der Kommunistischen Partei Chinas mehrfach ausgezeichnet: Die alleinherrschende Einheitspartei und ihr verbundene Gewerkschaften priesen sie unter anderem als «nationales Arbeitsmodell» und als «Schrittmacherin Chinas».

Darüber hinaus gibt es auch institutionelle Anbindungen des angeblich rein «privaten» Projekts in Rapperswil-Jona an den chinesischen Staat und somit an die KPCh. Denn die Gree Electric Appliances mit «Schwester Dong» an der Spitze ist aus der Zhuhai Gree Group Co., Ltd. (kurz: Gree Group) hervorgegangen. Und diese – die Mutter aller Mütter, um in unserem Bild zu bleiben – ist zu 100 Prozent im Besitz der Regierung von Zhuhai, also des chinesischen Staats.

#### Nachrichtendienst ist alarmiert

Der unmittelbare Einfluss der Kommunisten auf die Gree Group manifestiert sich auch an der Unternehmensspitze: Ihr Vorsitzender Zhou Lewei ist zugleich höchster Funktionär der Sonderwirtschaftszone Zhuhai. Vorgängerin von Zhou Lewei war – siehe da – «Schwester Dong», die damals in Personalunion sowohl der Gree Group als auch Gree Electric vorstand.

Fazit: Enger könnten die Verflechtungen der Chinesen in Jona mit dem chinesischen Staat und der Kommunistischen Partei Chinas kaum sein. Wer angesichts dieser Faktenlage von einem ausschliesslich «privaten» Projekt spricht, handelt demnach entweder reichlich naiv, oder er führt die Öffentlichkeit wider besseres Wissen hinters Licht.

Zusätzliche Brisanz erhält der Fall vor dem Hintergrund jüngster Enthüllungen über mutmassliche Spionagetätigkeiten von Chinesen in der Schweiz. Im Dezember berichteten Schweizer Medien von einem Polizeieinsatz gegen die chinesischen Wirte des Hotels «Rössli» neben dem Militärflugplatz Meiringen, die der Spionage rund um den neuen Kampffjet F-35 verdächtigt würden. «Die Zeit der Schweizer Naivität ist vorbei», sagte dazu der China-Spezialist Ralph Weber, Professor für European Global Studies an der Universität Basel, im *Tages-Anzeiger*.

Auch der Nachrichtendienst des Bundes weist seit Jahren regelmässig auf die Gefahr durch nachrichtendienstliche Tätigkeiten der Chinesen in der Schweiz hin. Das muss beim geplanten Innovationszentrum in Rapperswil-Jona nicht unbedingt die böse Absicht dahinter sein – aber wer es von vornherein ausschliesst und ständig nur von einem «privaten» Projekt spricht, auch wenn die Fäden offensichtlich ziemlich direkt auch zum chinesischen Staat und zur Kommunistischen Partei Chinas führen, der darf sich nicht wundern, wenn er sich mit kritischen Fragen konfrontiert sieht.



## INSIDE WASHINGTON

### Genug gezahlt für den «ewigen Krieg»

Präsident Joe Biden ist entsetzt über den Widerstand der Republikaner gegen zusätzliche militärische Mittel für die Ukraine und sagte Reportern auf dem Rasen des Weissen Hauses: «Es ist einfach schockierend. So etwas habe ich noch nie gesehen.» Anfang Februar hat der Senat ein 95-Milliarden-Dollar-Paket für die nationale Sicherheit, in dem sechzig Milliarden Dollar für die Ukraine enthalten sind, mit den Stimmen von 22 Republikanern und fast allen Demokraten verabschiedet. Der ganze Druck richtet sich nun auf den Sprecher des Repräsentantenhauses, Mike Johnson, der versucht, den «America first»-Flügel der Republikaner zu steuern, der das, was der Abgeordnete Matt Gaetz aus Florida als «ewigen Krieg» bezeichnet, entschieden ablehnt.

Die amerikanische Öffentlichkeit beginnt angesichts der Milliarden, die in ihrem Namen in der Ukraine ausgegeben werden, zu zweifeln. Im August 2023 stellte CNN fest, dass 55 Prozent der Amerikaner der Meinung waren, der Kongress solle keine zusätzlichen Mittel bewilligen, während 51 Prozent sagten, die USA hätten bereits genug getan. Eine Gallup-Umfrage vom November ergab, dass vier von zehn Amerikanern der Meinung sind, die USA täten zu viel, während es sechs Monate zuvor noch 23 Prozent waren. Eine AP-Umfrage aus demselben Monat ergab ebenfalls, dass 45 Prozent der Öffentlichkeit der Meinung sind, die USA täten zu viel, darunter 59 Prozent Republikaner. Eine Mehrheit der Republikaner ist jedoch auch zutiefst besorgt, dass der Einfluss Russlands eine direkte Bedrohung für die Vereinigten Staaten darstellt.

Biden behauptet, dass der Widerstand gegen eine weitere Finanzierung der Ukraine «Putin in die Hände spielt». Viele Republikaner sind jedoch der Meinung, dass eine Beendigung des Krieges auf dem Verhandlungsweg die beste Lösung ist.

Amy Holmes

## Andere Sicht

Nr. 7 – «Die Welt sollte ein Ganzes sein»  
Interview von Tucker Carlson mit Wladimir Putin

Dank Tucker Carlson wissen wir jetzt also, was die Pläne Russlands sind und wie die Zukunft der Ukraine aussehen soll. Konnte man dies alles aber nicht schon bereits vor dem Interview wissen? Die Ansichten und Absichten des Kreml-Monsters waren doch bekannt: Russland unter seiner Führung wieder zur Grossmacht machen, die Ukraine zerstören – und allenfalls zusammen mit weiteren Staaten Osteuropas dem russischen Reich einverleiben. An Zynismus nicht zu überbieten: Der amerikanische Journalist unterhält sich mit Putin über Politik und die Weltlage, kritisiert aber mit keinem Wort die brutale russische Aggression, die Kriegsverbrechen der russischen Armee, die Unterdrückung der Bevölkerung Russlands, die Zensur der Medien oder die Inhaftierung und Ermordung russischer Oppositioneller (neuester Fall: Alexei Nawalny). Lläuft die verzerrte Darstellung in der *Weltwoche* unter dem Motto: Es gibt immer eine andere Sicht? *Peter Jud, Uster*

## Wer einmal lügt

Nr. 7 – «Es würde sich lohnen, ihm zuzuhören»  
Wolfgang Koydl über Wladimir Putin

So, so. Wir haben dem sauberen Herrn sehr genau zugehört. Im Januar vor zwei Jahren war es. Da versicherte er uns, mit der gewaltigen Militärmacht, die er an der Grenze der Ukraine auffuhr, plane er bloss grosse Manöver, keinesfalls aber, das Land zu überfallen. Der Rest ist Geschichte. Wie lautet das Sprichwort? «Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht.»  
*Peter Wehrli, Bern*

## Schrecklich und unnötig

Nr. 7 – «Der Missverständene»  
Roger Köppel über Wladimir Putin

Als russischer Präsident vertritt Putin ausdrücklich und ausschliesslich russische Ziele und macht das wahrscheinlich erst noch besser als die meisten westlichen Politiker, welche oftmals an ihrer eigenen Heuchelei scheitern. Für Putin war der Zerfall der Sowjetunion wahrscheinlich die grösste weltpolitische Katastrophe des Jahrhunderts gewesen, die jedoch noch übertroffen wurde von dem, was als Nächstes kam: Nach und nach traten Länder des früheren Ostblocks der Nato bei. Dieser Krieg gegen die Ukraine ist schrecklich und unnötig. Der Angriff muss verurteilt werden. Aber er begann nicht am 24. Februar 2022, sondern 2014. Oder 2004, mit der Osterweiterung der EU und der Nato. Es ist eine Tragödie, und sie hätte vermieden werden können.

*Ari Yaraghchi, Winterthur*

## La Suisse n'existe plus

Nr. 7 – «Brüssel befiehlt, Bern spurt»  
Philipp Gut über Verhandlungen mit der EU

Ich bin bestürzt und wütend über die Bereitschaft des Bundesrates, das EU-Verhandlungsmandat auf der Basis einer in fremdländischer Sprache abgefassten beidseitigen Verhandlungsgrundlage, «Common Understanding», zu akzeptieren und zu unterstützen. Wesentlichster Punkt ist, so wie ich das verstehe, dass EU-Recht über schweizerischem Recht stehen soll. Damit werden die grundsätzlichen Pfeiler und die Identität unseres Staates teilweise bis ganz aufgegeben: La Suisse n'existe plus. Es wäre damit vorbei mit der schweizerischen Unabhängig-

keit und der direkten Demokratie. Das Sagen hat dann der Europäische Gerichtshof (EuGH), und das ehemals selbständige und stolze Schweizer Volk muss kuschen. Die Politiker reden von institutioneller Anbindung der Schweiz an die EU. Es handelt sich dabei jedoch eher um eine institutionelle Fesselung; eine inakzeptable Unterwerfung; die Schweiz ein Vasallenstaat der EU. Nebenbei, wer will schon eine Anlehnung an ein krankes Gebilde, wie es die EU nun einmal ist? Es ist dringend notwendig, der EU endlich klar und deutlich darzulegen, dass eine Anbindung an die EU aus Gründen von Inkompatibilitäten nicht möglich ist. Gerne arbeiten wir mit der EU zusammen, aber die Rechtshoheit dürfen wir unter keinen Umständen preisgeben.

*Benjamin Zingg, Horn*

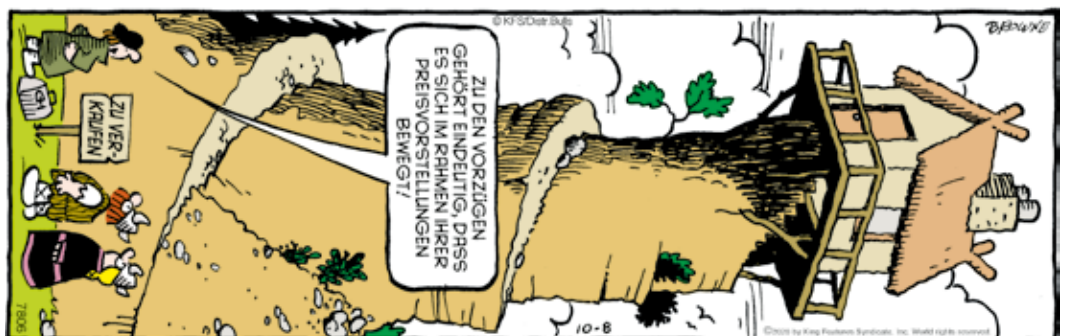
## Genuss als Risiko

Nr. 6 – «Wein, Leib und Leben»  
Essay von Peter Rüedi

Jetzt wollen uns die genussfeindlichen Moralapostel auch noch den Wein verderben. Es stellt sich mir die Frage: Werden die verschiedenen Risiken auch gegeneinander abgewogen? Veranschaulicht an einem einfachen Beispiel: Wer beim auswärtigen Essen nicht auf sein Glas Wein (Risiko 1) verzichtet, damit aber auch etwas Stress (Risiko 2) abbaut und dann anstatt seines Auto (Risiko 3) den Zug nimmt: Hat er dann statistisch gesehen ein grösseres Sterberisiko als der, der umgekehrt handelt? Zu guter Letzt ein passender Witz: Woran ist der seriöse Sex-, Wein- und Kulinarik-Abstinenzler so früh gestorben? An Langweile!

*Andreas Osterwalder, Cureggia*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Cornelio Sommaruga (1932–2024)

Kelvin Kiptum (1999–2024)



Grosser Name in der Geschichte der humanitären Schweiz: Cornelio Sommaruga.

Tessiner und Schweizer Patriot, Verteidiger der Wirtschaftsinteressen des Landes, charismatischer Kämpfer für Menschlichkeit – das war der 91-jährig verstorbene frühere IKRK-Präsident. In der Zeit von Diktatur und Krieg in Rom als Sohn eines Tessiner Anwalts aufgewachsen, empfand er, typisch für Italienschweizer seiner Generation, eine besondere Loyalität zur Heimat. Obwohl noch kaum Deutsch sprechend, ging der junge Mann nach Zürich, wo er seinen Dr. iur. machte und eine Flab-Batterie kommandierte. Der Vater war Vertreter Liberias beim Vatikan, was das Interesse des Sohns für die Diplomatie weckte. 1959 trat Cornelio Sommaruga in den diplomatischen Dienst ein. Gern erzählte er von einem delikaten Auftrag. 1967 lief die Tochter Stalins zum Westen über, und der junge Sommaruga kümmerte sich in Rom um sie. Über die Schweiz gelangte sie dann nach Amerika.

Im Focus hatte er aber die Wirtschaftsdiplomatie. Sie führte ihn als Staatssekretär an die Spitze des Bundesamts für Aussenwirtschaft, der damaligen ersten Verteidigungslinie, lange bevor EU-Gläubigkeit diese schwächen konnte. 1987, mit 54 Jahren, gab er aber diesen Posten auf und folgte, eher überraschend, einem Ruf als IKRK-Präsident.

In diesem Amt war er der erste Tessiner und vor allem erst der zweite Katholik. Sommaruga machte allen sofort klar, wer jetzt der Chef sei. Seit je hatte er mit seiner imposanten Erscheinung und seinem Verstand jede Dis-

kussion dominiert. Es war ein Kulturschock für die Rotkreuzwelt, und am Anfang herrschte auch ein spürbares Misstrauen gegenüber einem angeblichen Diktat aus Bern. Dieses wich aber bald dem Respekt vor der Courage, mit der er die Machthaber an ihre Verpflichtungen im Krieg erinnerte.

Sommaruga war ein energischer Verfechter der schweizerischen Neutralität, unterstrich aber auch, dass diese zwar Voraussetzung für die Tätigkeit des IKRK ist, dessen eigene Neutralität aber anderer Natur und vollkommen unabhängig vom schweizerischen Staat sein muss. Im Zentrum stand für ihn nicht die heutige Ausweitung der Tätigkeit auf andere Gebiete, sondern das Mandat zum Schutz der Kriegsoffer, das alle Staaten dem Komitee erteilt haben.

Mir sagte Sommaruga einmal, er wünsche sich, dereinst als IKRK-Präsident zu sterben. Es blieben ihm aber nach dem Rücktritt 1999 viele Jahre, die der gläubige Christ für neues Engagement zu nutzen wusste. Als Präsident etablierte er das Genfer Zentrum für humanitäre Minenräumung als Akteur, eine Schweizer Initiative. Die verstaubte «Moralische Aufrüstung» wurde unter seiner Führung und unter dem neuen Namen «Initiatives of Change» zum Vermittler in Konflikten. – Cornelio Sommaruga, das bleibt ein grosser Name in der Geschichte der humanitären Schweiz.

David Vogelsanger

Schon dem Afrikareisenden Ernest Hemingway waren auf den Hochebenen des heutigen Kenia diese gazellenhaften jungen Kerle aufgefallen, die zum Laufen geboren schienen. Wie Kelvin Kiptum, der als barfüssiger Hirtenjunge die Herden seiner Familie hütete und, als ihn noch kaum jemand kannte, allen Gegnern davonlief und bereits im dritten Marathon den Weltrekord brach, im vergangenen Oktober in Chicago mit 2:00:35 Stunden. Innert weniger Minuten war das ausgeklügelte Rennschuhmodell Alphafly 3, das ihn beflügelte, ausverkauft bis ins Frühjahr. Kiptum war der grosse Favorit auf die olympische Goldmedaille in Paris. Aber sein leichtfüssiger Karriere Traum stoppte jäh auf einer unbeleuchteten Strasse im Umland von Eldoret, dem Trainingszentrum der kenianischen Läufer, als er die Kontrolle über seinen himmelblauen Toyota verlor und in einen tiefen Graben schleuderte. Mit Kiptum starb sein Trainer Gervais Hakizimana, 36; eine Freundin überlebte schwerverletzt.

Erinnerungen wurden wach an den äthiopischen Marathon-Olympiasieger Abebe Bikila von 1960 in Rom, barfuss, und 1964 in Tokyo, mit Schuhen, der später nach einem Autounfall querschnittgelähmt blieb. Oder an den draufgängerischen Amerikaner Steve Prefontaine, Publikumsliebbling in allen Stadien, der mit 24 Jahren in den Tod raste wie James Dean, einst der junge Unverstandene des Kinos.

Vielleicht trifft es wieder Hemingway mit dem Romantitel «Das kurze glückliche Leben des Francis Macomber». Wir wissen nicht viel mehr über Kelvin Kiptums kurzes, schnelles Leben ausser seiner Fabelzeit, die er im April in Rotterdam angreifen und unter die Zwei-Stunden-Marke verbessern wollte.

Peter Hartmann



Lief allen davon: Kelvin Kiptum.

# Flüchtige Frauenbekanntschaften

Die Geschlechterrichtwerte für grosse Firmen fördern kurzfristiges Denken.



Seit gut drei Jahren stehen die grossen börsenkotierten Schweizer Unternehmen gesetzlich in der Pflicht, die Präsenz von Frauen in Führungspositionen zu fördern. Im Juni 2020 beschloss das Parlament mit der Aktienrechtsrevision die Einführung von Geschlechterrichtwerten, und Anfang 2021 trat die entsprechende Änderung des Obligationenrechts (Art. 734 f.) in Kraft.

Auf den ersten Blick sieht das Ganze aus wie eine Erfolgsgeschichte.

Das Gesetz verlangt, dass «jedes Geschlecht zu mindestens 30 Prozent im Verwaltungsrat und 20 Prozent in der Geschäftsleitung vertreten ist» – und für Firmen, die das nicht schaffen, ist die Angabe erstens der Gründe für die ungenügende Vertretung und zweitens der Massnahmen zur Förderung des weniger stark vertretenen Geschlechts obligatorisch.

Dieses Experiment mit weichen Frauenquoten funktioniert offensichtlich wie geölt. Der soeben erschienene jährliche Report der Personalberatungsfirma Guido Schilling AG zeigt, dass in den hundert grössten Unternehmen der Schweiz nun bereits 2024 beide Richtwerte erreicht werden – und das sieben beziehungsweise zwei Jahre vor Fristablauf.

Die unbeabsichtigten Nebenwirkungen haben es jedoch in sich: Es sind offenbar zu einem guten Teil Kurzfrist-Frauen mit vergleichsweise oberflächlichen Präsenzen, die den Unternehmen zu ihrem regelkonformen Erscheinungsbild verhelfen. Eine Art flüchtige Bekanntschaften.

Wie Guido Schilling bei der Vorstellung seiner Erhebung darlegte, hat in den Firmen die

Fluktuation unter den weiblichen Geschäftsleitungsmitgliedern «einen beispiellosen Höchststand» erreicht. In jüngerer Zeit zeigten die Frauen in den Geschäftsleitungen nur noch eine Verweildauer von drei Jahren – dies in starkem Kontrast zu den Männern mit ihren sieben Jahren Ausdauer.

Zudem ist die Zahl von Präsidentinnen, Konzernchefinnen und Finanzchefinnen auf diesen Positionen laut Erhebung rückläufig.

Insgesamt, so der Befund, würden weibliche Geschäftsleitungsmitglieder stärker extern rekrutiert als männliche, sie seien jünger als die Kollegen, mit weniger Berufsjahren in der Firma, stammten häufiger aus dem Ausland und träten deutlich früher wieder aus dem Führungsgremium aus.

Anders gesagt: Firmen und Frauen scheinen sich in einem Spiel zusammenzufinden, das dem Kurzfristdenken in Unternehmen zugutekommt. Das passt zur Gesetzesproduktion. Die Idee der weichen Frauenquote ist ja schliesslich auch durch eine eher kurzfristige Wendung des Zeitgeistes am Schluss eines langen, wechselhaften, launigen Prozesses in die Aktienrechtsrevision hineingeweht worden.

Der damalige Entwurf des Bundesrats zur Revision des Aktien- und Rechnungslegungsrechts stammt aus dem Jahr 2007. Ziele waren die Verbesserung der Corporate Governance, mehr Spielraum für Kapitalstrukturen und ein neues Rechnungslegungsrecht.

Bald einmal geriet die Gesetzgebung in den Bann der emotionalen Managerlohn-Debatte, hinzu kam die «Abzockerinitiative» (2013 angenommen), die hineingemischt wurde. 2014

gab es einen Neustart der Aktienrechtsreform, die nun ergänzt war mit dem modischen Vorschlag von Geschlechterrichtwerten für Verwaltungsrat und Geschäftsleitungen – wobei Zeitgeist auch hiess, sich an der EU-Regulierung zu orientieren.

## Achtung, digitaler Dollar

Immer wieder kommt das Thema digitales Zentralbankgeld (Central Bank Digital Currency, CBDC) auf, jüngst etwa in einer Publikation der US-Notenbank Fed. Rund 90 Prozent der Zentralbanken weltweit zögen digitales Zentralbankgeld in Erwägung, heisst es. Auch die Fed prüfe Auswirkungen und Optionen für die Einführung von CBDC, Entscheide bedürften aber eines gesetzlichen Rahmens von Regierung und Kongress.

Dennoch gehen viele Warnlampen an, denn CBDC kann einschneidende Wirkungen haben. In der harmloseren Form würden für den Verkehr zwischen Zentralbank und den Profis, den heute schon durchregulierten Geschäftsbanken, digitale Formen eingeführt. Das könnte die Effizienz auf Grosshandelsstufe erhöhen.

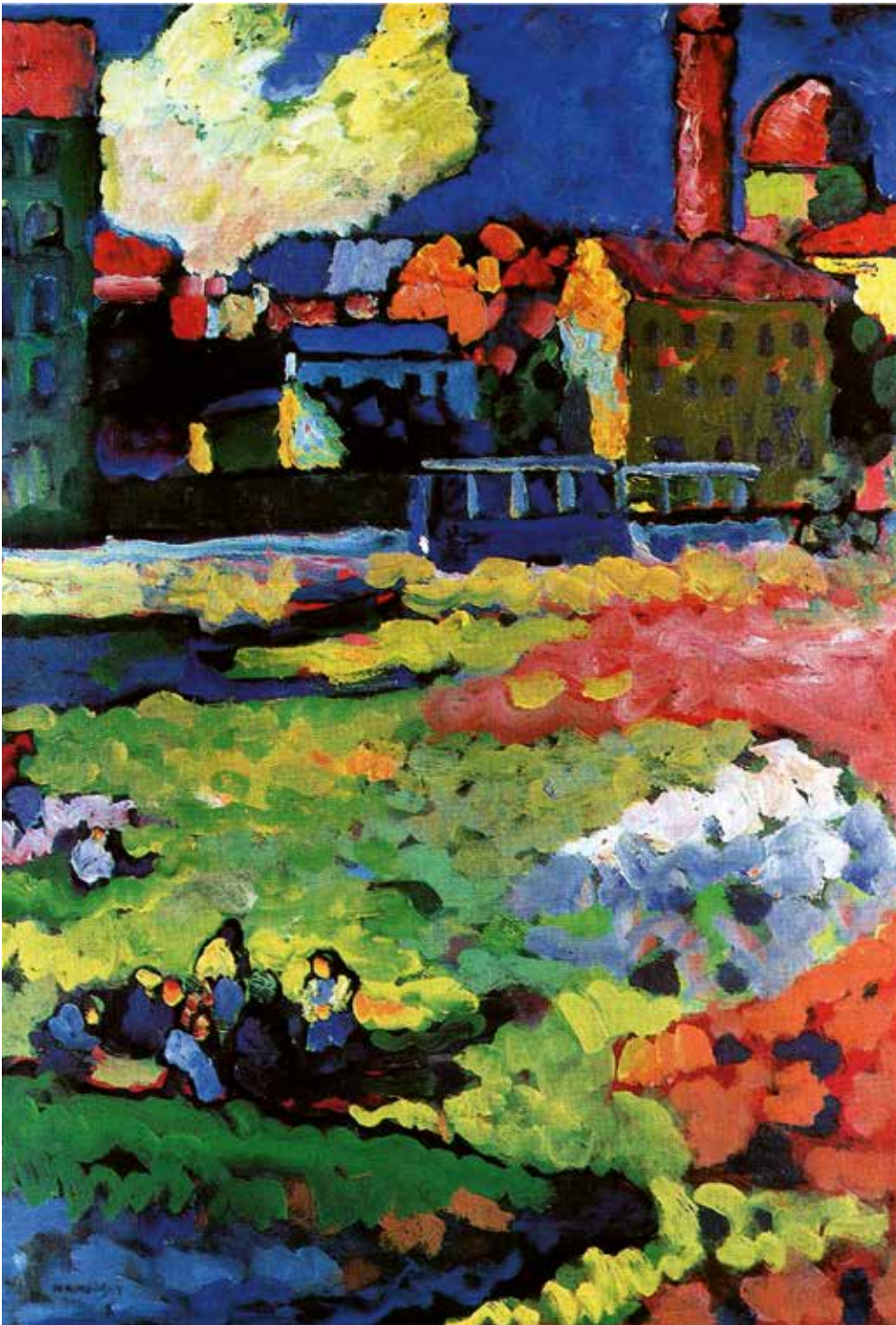
Im viel brisanteren Fall würde die Geldbeziehung zwischen Zentralbanken und breitem Publikum, also den normalen, freien Leuten, digital. Das verfolgt die Europäische Zentralbank. CBDC wäre so sicher wie Bargeld, aber das persönliche digitale Portemonnaie wäre von der Zentrale aus durchsichtig und gar manipulierbar. Die Schweizerische Nationalbank hat lediglich den Grosshandel mit den Profis im Blick. Und die Fed scheint es vorläufig ähnlich zu sehen.

---

# MÜNCHEN

## Mythos Schwabing

---



*Ein Zustand und kein Ort:* Kandinskys «München-Schwabing mit der Kirche St. Ursula», 1908.

Selbst Picasso ist sich sicher, dass man Kunst nur in «Munick» studieren könne.

*Seite 55*

Er ist wieder da und schwingt jetzt im Bierdunst Reden: Adolf Hitler.

*Seite 55*

Was ist Schwabing heute? Wo sind «die Sonderlinge» in diesem legendären Stadtteil?

*Seite 56*

Der Sozialismus bayerischer Biergärten ist der einzige, der funktioniert.

*Seite 57*



Künstlertmekka der Avantgarde.

## Schwabing, ein deutsches Lebensgefühl

Der Münchner Stadtteil ist seit über hundert Jahren ein Spiegel von Kultur und Gesellschaft. Thomas Mann und Adolf Hitler lebten hier, Andreas Baader, Uschi Obermaier und Helmut Dietl. Heute ist das grüne Bürgertum im einstigen Bohème-Viertel zu Hause. Was hat sich verändert? Das ist die Schwabing-Saga, eine deutsche Geschichte von Künstlern, Krawallen und Karrieren.

*Pascal Morché*

**W**er sagt, dass er aus München sei, kann sicher sein, beim Gegenüber sofort eine Assoziationskette zum Rasseln zu bringen: Oktoberfest – Bier – und Schwabing! Um Münchens berühmtesten Stadtteil, um Schwabing, ranken sich Mythen und Legenden. Meist stammen sie aus Schwabings goldener Ära um 1900. Diese grosse Zeit ist (wie andere grosse Zeiten, die Schwabing danach noch erlebte) längst verblasst.

Aber die Vergangenheit wirkt hier immer noch. Grosse Namen wie Thomas Mann, Wassily Kandinsky, Lenin oder auch später Bernd Eichinger, Uschi Obermaier oder Helmut Dietl adeln in diesem Stadtteil Gentrifizierung und Luxusanierung; sie werden in den Quadratmeterpreis der Jugendstilwohnungen eingerechnet und in der Lyrik der Makler-Exposés erwähnt. Diese Namen sind ein Teil des Mythos Schwabing.

Wie kam es dazu?

Nach Ende des Krieges gegen Frankreich, 1871, hatte der wirtschaftliche Aufschwung

auch die bis dahin stille bayerische Residenzstadt München erfasst. Die Einwohnerzahl, ehemals 100 000, hatte sich in wenigen Jahren vervierfacht. 1890 wird Schwabing, ein kleines, unbedeutendes Dorf nördlich von München, eingemeindet.

### Exzentrisch und selbstbewusst

Im Bauboom entstehen nun in diesem neuen Stadtteil Schulen, Kirchen, das damals grösste Krankenhaus Deutschlands und natürlich Wohnhäuser, viele mit Ateliers in den obersten Stockwerken. Vorbild: das Quartier latin in Paris. Künstler zieht es jetzt nach Schwabing, hier ist es billiger als in Paris, freier als in Berlin mit seinen preussischen Normen der wilhelminischen Gesellschaft, und die Kunstakademie ist nicht weit entfernt in der Maxvorstadt, dem südlichen Nachbarviertel Schwabings. Also, auf in die Moderne!

Literaten und Lyriker wie Lion Feuchtwanger, Erich Mühsam, Stefan George, Rainer

Maria Rilke oder Oskar Maria Graf prägen das Viertel. Die Maler Kandinsky, Franz Marc, Paul Klee, August Macke, Gabriele Münter leben hier; ein paar von ihnen gründen die Künstlervereinigung «Der Blaue Reiter», und weitere Maler wie Alfred Kubin und Giorgio de Chirico ziehen nach Schwabing.

1896 werden hier zwei bedeutende Zeitschriften gegründet: der bissig-böse *Simplicissimus* nach dem Vorbild französischer Blätter wie

*1890 wird Schwabing, ein kleines, unbedeutendes Dorf nördlich von München, eingemeindet.*

*Le Rire*. Sein Chefredaktor: Frank Wedekind. Die andere Zeitschrift heisst schlicht *Jugend* – und ist namensgebend für den Jugendstil.

Schwabing, das ist um die Jahrhundertwende neben Paris das Künstlertmekka der Avantgarde. Kandinsky malt hier das erste abstrakte



Bild der Welt und schreibt über seine Wahlheimat, dass in diesem «etwas komischen, ziemlich exzentrischen und selbstbewussten Schwabing ein Mensch ohne Palette oder ohne Leinwand oder zumindest ohne eine Mappe sofort auffiel». Selbst Pablo Picasso ist sich sicher, dass man Kunst eigentlich nur in «Munick» studieren könne.

«Gschlamperte Malerweiber» wie Münter und «Emanzen» wie die Schriftstellerin Franziska von Reventlow, die die freie Liebe propagiert, gehören zum Studium dazu. Mit ihrer adeligen Familie hatte sich die «Schwabinger Gräfin» überworfen. Nun führte sie seit 1897 ein wildes Leben in München und setzte der Künstlerszene mit ihrem Roman «Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil» ein literarisches Denkmal. Von ihr stammt das Bonmot, Schwabing sei «ein Zustand und kein Ort».

Das «Wahnmoching» (von Reventlow) der Jahrhundertwende ist tatsächlich eine «Massensiedlung von Sonderlingen». Sie sind auf der Suche nach Freiheit, nach Leben jenseits des Konventionellen und Konformistischen, sie sind die «Schwabinger Bohème». Dazu gehören «Maler, Bildhauer, Dichter, Modelle, Nichtstuer, Philosophen, Religionsstifter, Umstürzler, Erneuerer, Sexualethiker, Psychoanalytiker, Musiker, Architekten, Kunstgewerblerinnen, entlaufene höhere Töchter, ewige Studentent, Fleissige und Faule, Lebengierige und Lebensmüde, Wildgelockte und adrett Gescheitelte», so der Schriftsteller Erich Mühsam in seinen

«Unpolitischen Erinnerungen»; seit 1909 lebte er in Schwabing.

### Schluss mit lustig

Andere bleiben auch hier «adrett gescheitelte» Exoten, ringen um Form, zumindest, was Stil und Kleidung angeht, wie die Dichter Stefan George und Thomas Mann. Für Mann gipfelte dieser «seltsame Stadtteil» 1902 in seiner Erzählung «Gladius Dei» mit der Feststellung: «München leuchtete.» In Schwabing wechselte er so oft die Wohnung, dass man ihn heute des



«München leuchtete».

Mietnomadentums verdächtigen dürfte. Von der Schwabinger Bohème allerdings distanzierte er sich, im Gegensatz zu seinem Bruder Heinrich, deutlich: «Ich bin ein Mensch von Erziehung, ich trage saubere Wäsche und einen heilen Anzug und finde schlechterdings keine Lust dabei, mit ungepflegten jungen Leuten

an absinthklebrigen Tischen anarchistische Gespräche zu führen.»

Im Jahr 1900 hatte Thomas Mann in Schwabings Feilitzschstrasse 5 seinen Roman «Buddenbrooks» vollendet. Es ist dasselbe Jahr, in dem sich ein russischer Exilant mit spitzem Bart namens Wladimir Uljanow unter dem nicht sehr fantasievollen Pseudonym «Meier» ein möbliertes Hinterhauszimmer in der Schwabinger Kaiserstrasse 46 mietet. Dieser Mann fühlt sich allerdings sehr wohl bei «anarchistischen Gesprächen an absinthverklebten Tischen», er will das Zarenreich stürzen und nennt sich hier im Münchner Künstlerviertel erstmals Lenin.

Nach dem Ersten Weltkrieg ist dann erst mal Schluss mit lustig; Schluss mit den Lustbarkeiten einer intellektuellen Anarchie und eines gelebten Irrationalismus. Ausländische Künstler müssen das Land verlassen, andere, wie Franz Marc, sind gefallen, die Literaturszene ist auseinandergebrochen. Dieser seltsame Österreicher aber, der seine gemalten Postkarten schon 1912 (mit meist mässigem Erfolg) in Schwabinger Künstlerkneipen anbot, er ist wieder da und schwingt jetzt im Bierdunst Reden: Adolf Hitler.

München wird nun zur «Hauptstadt der Bewegung»; und sehr oft muss sich Hitler selbst bewegen, nämlich in das Haus der Schwabinger Ainmillerstrasse 33, denn dort wohnt Rudolf Hess, sein Kamerad der ersten NSDAP-Stunden. Dass Jahrzehnte später genau in demselben Haus Helmut Dietl seine grosse Filmkomödie «Schtunk» schreibt, ist ein Bei-

spiel für die Ironie des Lebens und für dieses Schwabing, in dem ein nahezu beispielloser Reichtum an Geschichte und Geschichten auf wenigen Quadratkilometern eng miteinander verwoben ist.

### **Futuristisch schick!**

Nach dem Zweiten Weltkrieg breitet sich in Schwabing schneller als anderswo wieder ein Lebensgefühl von Freiheit aus. Die Kneipenszene beginnt in den Trümmern zu florieren. Wieder versammeln sich Literaten in diesem und in keinem anderen Stadtteil der Isarmetropole. Im Herzen von Altschwabing gründet Dieter Hildebrandt Mitte der 1950er Jahre die Lach- und Schiessgesellschaft, sie wird bald zum einflussreichsten Kabarett der jungen Bundesrepublik.

Die Schatten einer neuen Zeit werfen 1962 «Die Schwabinger Krawalle» voraus. Der Anlass tagelanger Strassenschlachten ist nichtig: Eine Musikgruppe, die zu laut war, sollte von der Polizei zum Schweigen gebracht werden. Die Schwabinger protestierten, unter ihnen der junge Tunichtgut Andreas Baader, der später die Terrorgruppe Rote Armee Fraktion gründen wird. Der alte anarchistische Künstlercharakter dieses Stadtteils kommt damals noch

### *Nach dem Krieg breitet sich schneller als anderswo wieder ein Lebensgefühl von Freiheit aus.*

einmal zum Tragen. Doch bereits in den 70er und frühen 80er Jahren des längst vergangenen 20. Jahrhunderts beginnt langsam der Abstieg Schwabings: Die «Kreativszene» wandert in andere Stadtteile ab, meist nach Haidhausen. Schwabing wird jetzt nämlich teuer und «schick». Futuristisch schick!

Die 1971 eröffnete Diskothek «Yellow Submarine», untergebracht im Gebäudekomplex «Schwabylon», ist ein dreistöckiger Klub in Form einer Taucherglocke und von einem Aquarium umgeben. Durch Bullaugen konnte man 36 Haie und ein paar Riesenschildkröten sehen. Sie umschwammen die Gäste dekorativ in 650 000 Litern Meerwasser. Die neue Serie «Schickeria» auf Amazon Prime ist höchst sehenswert: Sie widmet sich eingehend solch legendärer und singulärer Schwabinger Vergnügungsstätten wie ebendieser «Haifischdisco» oder jenem «Blow up», einem riesigen Nachtclub der Flower-Power-Ära von 1967. Er galt als Vorläufer und Vorbild des ein Jahrzehnt später in New York eröffneten «Studio 54».

Mit den Tempeln der Lustbarkeiten steigen in den 70er Jahren die Preise. Längst lassen die Kneipen nicht mehr «jeden» rein. Nicht umsonst singt die Spider Murphy Gang 1981 sehr treffend: «Ja, in Schwabing gibt's a Kneipn, die muass ganz was bsondres sei, da lassns solche Leit wie di und mi erst gar ned nei. In d'Schickeria, in d'Schickeria.»

### **«In ist, wer drin ist»**

Bei Helmut Dietl, der die meiste Zeit seines Lebens in Schwabing verbrachte, kulminiert dieses Lebensgefühl einer selbsternannten Schickeria in dem Bonmot: «In ist, wer drin ist.» In den frühen 80er Jahren entsteht Dietls Fernsehserie «Monaco Franze»: Franz Münchinger, genannt Monaco Franze, ewiger Stenz und Flaneur, ein Vorstadt-Casanova mit Dackelblick, lebt natürlich in Schwabing. Hier flirtet er mit den feschen, kurzberockten, engbehosten Madln in den Eiscafés der Leopoldstrasse, oder er picknickt mit ihnen im nahen Englischen Garten, denn: «A bissel was geht immer.»

Mit diesen grandiosen, zutiefst melancholischen und liebevoll gezeichneten Milieustudien hat Helmut Dietl Schwabing zweifellos ein Denkmal gesetzt. Es ist aber auch das letzte Denkmal, das diesem «Zustand» namens Schwabing gerecht wird. Denn, was ist Schwabing heute?

### **Im wehenden Kaschmirmantel**

Wo sind heute «die Sonderlinge» in diesem legendären Stadtteil? Sie, die markanten Schwabinger, die man in den Strassen traf? Die meisten sind tot: der Filmproduzent Eichinger aus dem Café «Capri», der immer in

### *Wer von den Sonderlingen (besser: den besonderen Menschen) nicht tot ist, der ist fortgezogen.*

wallendes Weiss gekleidete Dietl, die Schauspielerin Barbara Rudnik, der weltberühmte Lampen-Designer Ingo Maurer aus der Kaiserstrasse ... und auch Hans-Magnus Enzensberger schreitet nicht mehr in wehendem Kaschmirmantel durch den Englischen Garten.

Tot auch die reizende alte Dame vom Habsburgerplatz. Sie konnte erzählen, dass manchmal ein Autohändler aus Milwaukee an ihrer Tür klingelt, nur um ihr die Hand zu schütteln – denn das sei schliesslich die Hand, die einst «der Führer» gedrückt habe. Traudl Junge, die Sekretärin Adolf Hitlers, bemerkte, dass sie jetzt hier in Schwabing nur unweit der letzten Wohnung von Hans und Sophie Scholl wohnte. Und wer von den Sonderlingen (besser: den besonderen Menschen) nicht tot ist, der ist fortgezogen. Wie Wolf Wondratschek (klugerweise nach Wien); oder gleich nach Los Angeles wie Uschi Obermaier.



**Die Vergangenheit wirkt noch:** Adolf Hitler, Erika und Thomas Mann, Franziska von Reventlow (v. l.)





«A bissel was geht immer»: Helmut Dietl (l.), Einkaufszentrum Schwabylon.

Die noch Hiergebliebenen, sie erwarten ihr Ende: Alexander Kluge schleppt sich mit 92 Jahren durch die Friedrichstrasse und manchmal in die Schweiz nach Sils Maria; die 68er-Ikone Rainer Langhans sieht man 83-jährig munter auf seinem alten, rostigen Fahrrad durch die Strassen radeln. Beim Discounter Penny kauft er ein. Die Strassencafés des einstigen Boulevards Leopoldstrasse, sie hiessen «Capri» oder «Venezia» – es gibt sie nicht mehr; sie sind Schischa-Bars oder Running-Sushi-Läden gewichen. Die urigen kleinen Kneipen und Bars mit schrägen Vögeln diesseits wie jenseits des Tresens, man findet sie jetzt eher in Giesing oder in Münchens Westend.

### Hochburg der Grünen

In Schwabing indes sind manche Strassenzüge bis zum ersten Stock ihrer Häuser gepflastert mit Praxisschildern von Psychotherapeuten und Psychoanalytikern. Hier in Schwabing bilden diese Berufsgruppen eine der höchsten Dichten der Welt. Der Besuch beim *shrink* oder bei einem Coach ist für die Work-Life-Balance heutiger Schwabinger so selbstverständlich wie der Besitz einer Yoga-Matte.

Jugendstilwohnungen in luxussanierten Altbauten gibt's (wenn überhaupt) nur zu astronomischen Miet- oder Kaufpreisen. In Schwabing zu wohnen, muss man sich leisten können – oder wohl dem Glücklichen, der noch einen uralten Mietvertrag hat. Und die sich Schwabing eben leisten können, sie sind zumeist Unternehmensberater, Anwälte oder zumindest «Top-ITler». Zur Feinjustierung ihrer Karrieren zwischen Middle- und Upper-Middle-Management eilen sie in

frühen Morgenstunden mit dem Rollkoffer zum Flughafen. Jene, die bereits im Upper-Management angekommen sind, werden vom Chauffeur abgeholt.

Die Welt von 1900, als «München leuchtete», bleibt ihnen unbekannt. Die grossen Namen, derer hier an vielen Häusern mit Tafeln gedacht und erinnert wird, sie sagen den Selbstoptimierern von heute nichts. Sie wissen nur: «Hier lebte Rilke von 1918 bis 1919», diese Worte an einer alten, prachtvollen Hausfassade heben den Wert der Eigentumswohnung im Haus ungemain. In den Strassen parkieren die (meist von den Ehefrauen für die Fahrt zum Bio-Supermarkt genutzten) SUVs – wenn man sich nicht ohnehin mit dem E-Lastenfahrrad fortbewegt, wo die Kinder vorne wie kleine Prinzen herauschauen und der Golden Retriever nebenhertrabt.

Die weitaus stärkste Partei im Stimmkreis München-Swabing bei der Landtagswahl sind die Grünen (34,2 Prozent). Aus vielen Schwabinger Fenstern hängen Regen-

### *Die urigen kleinen Kneipen und Bars mit schrägen Vögeln findet man jetzt in Münchens Westend.*

bogenfahren. Natürlich gibt es hier, wo jeder Dritte die Grünen wählt, weit und breit kein Asylantenheim, und deswegen ist sie hier auch am höchsten: jene Dichte der Wohlmeinenden und Welttrettenden. Ja, weil man hier viel für die Armen der Gesellschaft übrig hat, ist es in Schwabing inzwischen üblich, seinen Sperrmüll und andere überflüssig gewordene Dinge

einfach auf der Strasse zu entsorgen. Die Vermüllung des öffentlichen Raums durch wohlstandsverwahrloste Gutmenschen!

Sie glauben wirklich, sie vollbringen eine gute Tat, wenn sie ihren abgelebten Hausrat vor der Haustür abladen: kann doch vielleicht jemand gebrauchen! Helfen wir doch armen Menschen, die sich ein Ikea-Regal oder eine neue Matratze nicht leisten können, während wir auf dem Minotti-Sofa unter der Artemide-Lampe sitzen und die Füsse auf den Noguchi-Couchtisch legen. Grüne, gelebte Marie-Antoinette-Arroganz im Schwabing des Jahres 2024.

### Glück im Englischen Garten

Und doch: Schwabing ist nicht München; und München ist nicht Deutschland. Und genau das ist der einzige Grund, hier zu leben. Es ist eben pures Glück, mit einer Brotzeit in den Englischen Garten zu radeln. Der ist eher ein Wald denn ein Park und reicht weit über Schwabing hinaus. Dort im «Biergarten am Chinesischen Turm» kann man seine Mass Hofbräubier trinken. Blasmusik spielt, der Föhn lässt die Luft oft wärmer sein als anderswo in Deutschland, und das gleissende Sonnenlicht schimmert dabei durch die Blätter der Kastanienbäume; es gibt hier Platz für 7000 Menschen, und doch ist nie Gedränge oder Enge.

Der Sozialismus bayerischer Biergärten ist der einzige Sozialismus, der funktioniert! Im Biergarten herrscht eine integrative Kraft über alle Stände, konstruierten Geschlechter, Kulturen und Gehaltsklassen hinweg. Und hier in Schwabing wird einem das Glück eines solchen Ortes ganz besonders bewusst.



fotolia.com © Huci



fotolia.com © Kasto



fotolia.com © Andrea Seemann

# VIP-Spezialreise: «Flanderns Perlen» Kunst, Kultur und Köstlichkeiten

Belgien, ein Land voller Kontraste im Herzen Europas, lockt mit der Metropole Brüssel, der Diamantenstadt Antwerpen und malerischen Grachtenstädtchen. Doch das wahre Juwel verbirgt sich in Flandern, wo die «vriendlijkheid» der Flamen spürbar ist und lebendige Geschichte auf facettenreiche Moderne trifft.

Erleben Sie die Essenz Belgiens in fünf unvergesslichen Tagen, und tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der flämischen Kunst und Kultur auf unserer exklusiven Reise durch Antwerpen, Brügge, Gent und Brüssel.

In Antwerpen schlendern wir durch das charmante Viertel Zurenborg, bestaunen die funkelnden Schätze im Diamantenmuseum (DIVA) und lassen uns vom pulsierenden Hafen begeistern. In Brügge, der Perle Flanderns, versinken wir in vergangene Zeiten. Wir bestaunen die gotische Pracht der Liebfrauenkirche mit Michelangelos Brügger Madonna und gleiten auf einer romantischen Bootsfahrt durch die verwinkelten Grachten.

In Brüssel erleben wir eine faszinierende Symbiose aus Geschichte und Moderne. Zu den Höhepunkten zählen der lebhafteste Grote Markt, die prächtigen Zunfthäuser und der weltberühmte Manneken Pis. Als besonderes Erlebnis erwartet uns der Besuch bei einem Chocolatier, wo wir die Geheimnisse der belgischen Pralinenkunst entdecken und köstliche Kreationen degustieren.

Zusätzlich besteht die Option, die stolze Stadt Gent zu erkunden, die im Mittelalter durch ihr Handwerk zu einer der reichsten Städte Europas zählte. Hier bestaunen wir die majestätische Genter Dreiturmreihe, bewundern den prächtigen Genter Altar und lassen uns von der imposanten Burg Gravensteen in vergangene Zeiten entführen.



fotolia.com © Jiri Hera

## Platin-Club-Spezialangebot

### VIP-Spezialreise «Flanderns Perlen»

#### Reisetermin:

30. Juli bis 3. August 2024

#### Leistungen:

- Swiss-Direktflug Zürich–Brüssel–Zürich
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Hilton Antwerp Old Town»
- 2 Abendessen, 2 Mittagessen, 1 Imbiss
- Ausflug Antwerpen inkl. Besichtigung des «DIVA» und Haf Rundfahrt
- Ausflug Brügge inkl. Grachtenfahrt
- Ausflug Brüssel
- Besuch eines Chocolatiers inkl. Verkostung
- Qualifizierte deutschsprachige Reiseleitung

#### Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1880.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 2180.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 330.–
Ermässigung Eigenan-/abreise:	Fr. 250.–

#### Zusätzlich buchbar:

Ausflug Gent, inkl. Mittagessen:	Fr. 115.–
----------------------------------	-----------

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Die Oscar-Favoritin  
Emma Stone spielt  
sich in jedem Film die  
Seele aus dem Leib.

*Beatrice Schlag,  
Seite 66*



*Sie wehte schon kräftiger im Wind.*

**Jasper Johns, Flag Above White with Collage, 1955** – Nichts anderes sind Flaggen als im Wind mal wehende, mal hängende Symbole, die vom Geist des Landes erzählen, in dem sie wehen. Kaum eine dürfte so bekannt sein wie die amerikanische, in deren Tuch der amerikanische Traum verwoben ist, dieses Versprechen von unbegrenzten Möglichkeiten für jedermann. Und in deren Tuch gleichzeitig ihre Schattenseite weht, der amerikanische Albtraum, das Scheitern des Versprechens von Freiheit, Individualismus und Unabhängigkeit.

Was ist übriggeblieben von einer verheissungsvoll unter einem blauen Himmel wehenden amerikanischen Flagge, von der

Sonne oder von Sonnen gar beschienen, tief eingebohrt auf fruchtbarer, von blühendem Leben erzählender Erde? Es scheint gelegentlich, dass die Flagge ihre einstige Wirklichkeit verloren hat und dass nur die Erinnerung oder die Träume im Wind flattern.

Mitte der 1950er Jahre fing Jasper Johns (geb. 1930) an, die amerikanische Flagge zu malen, der Koreakrieg mit geschätzten vier Millionen Toten war ein Jahr her. Vielleicht waren das die Jahre, als der amerikanische Traum seinen Kampf verlor. Johns' Flaggen sind wächsern, fast so, als ob das Tote einbalsamiert worden wäre, um wie ein ewiges, mumifiziertes Leben zu scheinen, ein regungsloses ewiges Leben.

Sie wehte schon kräftiger im Wind, die amerikanische Flagge, hing viel weniger kraftlos vor sich hin. Das Grossartige in grossem Stil, das sie einst verkörperte, ist dem Land abhandengekommen. Da scheinen nur noch Fetzen von Stolz und Hoffnung in einem fahlen, abgestandenen Wind zu wehen.

Manchmal denkt man sich, das Land sollte darüber nachdenken, weshalb seine Flagge ihre Leuchtkraft eingebüsst hat. Und dann sollte es sie von den Masten holen, sie waschen mit Stärke und in der Sonne zum Trocknen aufhängen. Weil es ein Land auf der Erde braucht, das selbst für Grösste nie zu klein scheint.

*Michael Bahnerth*

# Von Marx auf die falsche Fährte gelotst

Der Kapitalismus schaffe Ungleichheit und zerstöre die Umwelt, behauptet der Historiker Friedrich Lenger. Er macht es sich zu einfach.

Joachim Starbatty

**Friedrich Lenger:** Der Preis der Welt. Eine Globalgeschichte des Kapitalismus. C.H. Beck. 669 S., Fr. 53.90

**F**riedrich Lenger hat sich an eine «Globalgeschichte des Kapitalismus» gewagt. Der Titel «Der Preis der Welt» offenbart seine Intentionen: Er stellt auf die Verteilung der Wohlstandsgewinne im Zuge des sich entwickelnden Kapitalismus ab. Sie kämen hauptsächlich dem Norden zugute; die übrige Menschheit werde ausgebeutet. Auch sei die Umweltzerstörung eine systematische Folge des Kapitalismus.

Lenger zieht ein Beispiel aus unserem Alltag heran. Die Küsten Bangladeschs und vieler indonesischer Inseln seien vom Anstieg des Meeresspiegels bedroht. Hinzu komme, dass Mangrovenwälder abgeholzt würden, um Platz für Aquakulturen zur Aufzucht von Garnelen zu schaffen. So könnten Fluten und Überschwemmungen immer weniger gebremst werden. Vor allem die Nachfrage europäischer Konsumenten treibe dieses milliarden schwere Geschäft an, dessen ökologische Kosten fernab vom Konsum entstünden.

## Ausbeutung der Welt

Wie ein roter Faden zieht sich durch Lengers Werk folgende Botschaft: Die Verschränkung zwischen der fortgeschrittenen ökonomischen Verflechtung der Welt und einer zur planetaren Bedrohung werdenden Naturvernutzung gehe mit globalen Asymmetrien einher, die von Kapitalinteressen getrieben würden. Jenseits aller Datierungsfragen gehe es um den Preis, den nachfolgende Generationen dafür zahlen müssen, dass unsere kapitalistisch verfasste Gesellschaft seit Jahrhunderten so tue, als ob Naturressourcen keinen Preis hätten.

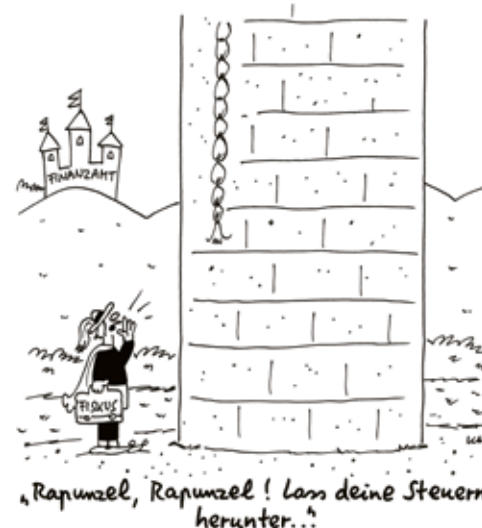
Lengers «Globalgeschichte» ist in dem renommierten Verlag C.H. Beck erschienen. Der Verlag sagt darüber, jeder, der die Welt von heute und die Probleme verstehen wolle, von deren Lösung unsere Existenz abhängen, müsse dieses Buch lesen. Lengers «Geschichte» ist

überaus positiv aufgenommen worden. Claus Leggewie nennt sie ein Meisterwerk, Ruth Renée Reif spricht von einer grossartigen und entlarvenden Globalgeschichte. Kim Christian Priemel schreibt über Lengers Befund, dass er zu Recht globale Ungleichgewichte und ökologische Verwüstung als Kehrseite einer dank Wohlfahrtsmehrung glänzenden Medaille des Kapitalismus anprangere.

Die beiden Schwerpunkte kapitalistischer Ausbeutung der Welt sieht Lenger in der transatlantischen Sklavenwirtschaft und im

*Marx bleibt daher die Erkenntnis verschlossen, dass der Austausch über Märkte Wohlstand schafft.*

Imperialismus begründet. Der Kapitalismus habe seinerzeit in den Kolonien überschüssige Produktion abgeladen und billige Rohstoffe von dort bezogen. Dass Produzenten durch Sklavenarbeit reich geworden sind und über den Einsatz von Maschinen die Arbeitskosten gesenkt wurden, bestreitet niemand. Doch kann daraus nicht geschlossen werden, dass Sklavenwirtschaft systematischer Bestandteil des Kapitalismus gewesen ist und dessen Entwicklung massgeblich geprägt hat.



Zentrale Merkmale des Kapitalismus sind Privateigentum, Arbeitsteilung, Tausch, Entwicklung von Regeln und Korrektur von Fehlentwicklungen über Marktprozesse. Dass Lenger diesen Phänomenen nicht weiter nachgeht, liegt daran, dass sich seine Sicht der Welt an Karl Marx und dessen Ausbeutungstheorie orientiert. Für Marx ist der Kapitalismus durch die Ausbeutung der Arbeiterklasse gekennzeichnet. Ihm bleibt daher die Erkenntnis verschlossen, dass der Austausch über Märkte Wohlstand schafft.

Für Marx wird der Wert gehandelter Güter über die jeweils notwendige Arbeitszeit bestimmt. Er zieht zur Illustration die Romanfigur Robinson Crusoe auf seiner Insel heran, der aus seinem früheren Leben die zum Überleben notwendigen Dinge und Verrichtungen kennt («Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie.» Erster Band). Er wisse, wie er die gegebene Arbeitskraft verausgaben müsse, um seine Bedürfnisse bestmöglich zu befriedigen.

## Überraschende Lücken

Für Karl Marx bleiben auch die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zu ihren Arbeiten und ihrer Arbeitsproduktivität «durchsichtig einfach sowohl in der Produktion als auch in der Distribution» – das ist das entscheidende Stichwort. Marx nimmt an, eine arbeitsteilige Volkswirtschaft wie eine Robinson-Wirtschaft behandeln zu können. Daher entgeht ihm die eigentümliche Funktion der Unternehmer in einer arbeitsteiligen Gesellschaft.

Marx lotst mit seiner Ausbeutungstheorie Lenger auf die falsche Fährte: Die Ausbeutung des einen Teils der Menschheit durch den anderen Teil sei konstitutiv für die Jahrhunderte, in denen sich der Kapitalismus zu seiner heutigen Form entwickelte. Lenger wendet die marxsche Ausbeutungstheorie auf das Verhältnis zwischen Kontinenten an: imperialistische Metropolen versus Rohstoffe liefernde Kolonien.

Es überrascht, dass Lenger nicht die einschlägige Untersuchung von Joseph Schumpeter



Marx erkennt, dass Märkte Wohlstand schaffen.

(«Zur Soziologie der Imperialismen», 1919) ausgewertet hat. Bei Kenntnis dieser Schrift hätte Lenger seine Passagen über den Imperialismus anders fassen müssen. Schumpeter schreibt, dass die für den Imperialismus typischen Trusts und Kartelle nicht aus dem Automatismus der Konkurrenzwirtschaft erklärt werden könnten. Trusts und Kartelle könnten ihrem hauptsächlichen Daseinszweck, Monopolpolitik zu betreiben, nur bei Schutzzöllen nachgehen.

### Unzureichende Antworten

Ohne diese würden sie ihr Fundament verlieren. Schutzzölle seien aber Kinder politischer Aktionen. Daraus folgert Schumpeter, dass es grundfalsch sei, vom Imperialismus als einer notwendigen Phase des Kapitalismus zu sprechen oder gar von einer Entwicklung des Kapitalismus zum Imperialismus.

Lengers Orientierung an Marx lässt ihn übersehen, was die englischen Klassiker der Nationalökonomie zur Interpretation des

### *Lenger lässt die Überlegungen und Erkenntnisse von Ökonomen zur Umweltproblematik ausser Acht.*

Kapitalismus beigetragen haben. Den Stammvater der modernen Ökonomie, Adam Smith, zitiert Lenger mit der Feststellung, die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien seien die beiden grossen Ereignisse in der Geschichte der Menschheit gewesen. Damit sagt Smith überhaupt nichts über den Kapitalismus selbst aus.

Stattdessen hätte Lenger dessen beide Hauptwerke – «The Theory of Moral Senti-

ments» (1759) und «The Wealth of Nations» (1776) – miteinander vergleichen und das Phänomen der «unsichtbaren Hand» entschlüsseln sollen. Erstaunlich auch, dass Lenger den umsichtigsten der englischen Klassiker, John Stuart Mill, und sein Opus magnum «Principles of Political Economy» (1848) sowie dessen ins Detail gehende Konfrontation von Sozialismus und Kapitalismus übergeht. Auch Friedrich A. von Hayeks Erkenntnis (1969), dass der Wettbewerb im Zuge des Austausches über Märkte als ein Entdeckungsverfahren anzusehen sei, bleibt Lenger unzugänglich.

### Nur die passenden Kieselsteine

Zum Schluss werfen wir noch einen Blick auf seine These, dass sich die kapitalistische Dynamik als gleichgültig gegenüber den Umweltbelastungen der kapitalistischen Expansion erweise – seien es die Verwüstungen, welche die weiterziehende Exportwirtschaft hinterliess, sei es der Export von Giftmüll oder Elektroschrott in ärmere Länder.

Lenger will damit aber nicht behaupten, dass solche Umweltschäden im real existierenden Sozialismus nicht aufgetreten wären. Die empirischen Befunde des real existierenden Sozialismus offenbaren eine verheerende Ökobilanz, und die Vertreter des theoretischen Sozialismus haben keine verwertbaren Antworten, weil sie die Knappheit von Gütern nicht bestimmen können.

Ferner lässt Lenger die Überlegungen und Erkenntnisse von Ökonomen zur Umweltproblematik ausser Acht. Walter Eucken hat bereits 1952 auf die Schäden kapitalistischer Produktion und fehlerhafter Kostenrechnung für die Umwelt aufmerksam gemacht: «Man denke an die Zerstörung von Wäldern in Amerika, die den Boden und das Klima weiter Gebiete verschlechterte und zu einer Versteppung führte.» Inzwischen gibt es übrigens eine Lawine von Artikeln und Monografien über Umweltschäden, soziale Kosten der Produktion, die Kollektivgüter- und die Allmende-problematik.

Dass Lenger, der sonst jeden Kieselstein dreimal umdreht, bevor er sich zu einer Aussage durchringt, die einschlägige ökonomische Literatur nahezu komplett ignoriert, ist schon erstaunlich. Die Erklärung liegt wohl darin, dass seine Orientierung an Marx' Ausbeutungstheorie ihn zu einem Flussbett gebracht hat, wo er nur Kieselsteine findet, die in seine «Globalgeschichte des Kapitalismus» passen.

Der Ökonom Joachim Starbatty ist Professor Emeritus Dr. Dr. h.c. der Universität Tübingen.

# Verschwinden, suchen, wiederfinden

Claudia Olk

Maggie O'Farrell: Hier muss es sein.  
Piper. 544 S., 36.90

Die Romane Maggie O'Farrells wenden sich in den letzten Jahren zunehmend historischen Stoffen und ihren literarischen Bezügen zu. Der vielfach preisgekrönte «Hamnet» (2020) handelt von William Shakespeares verstorbenem Sohn, «Porträt einer Ehe» (2022) erzählt die Geschichte Lucrezia de' Medicis mit Bezug auf Robert Brownings Gedicht «My Last Duchess». O'Farrells siebter Roman, «This must be the place» (2016), hingegen, der in diesem Monat erstmals in deutscher Übersetzung von Kathrin Razum bei Piper erschienen ist, spielt im 20. und 21. Jahrhundert und zeichnet das Porträt einer zeitgenössischen Ehe.

## Grenzüberschreitungen

Der Protagonist, Daniel Sullivan, ein irisch-amerikanischer Sprachwissenschaftler, ist mit Claudette Wells, einem exzentrischen, ehemaligen Filmstar verheiratet. Sie begegnen sich durch einen Zufall in Irland, wohin Daniel gereist ist, um die Asche seines verstorbenen Grossvaters aufzufinden und zu beerdigen. Claudette dagegen sucht in Irland nicht die Vergangenheit, sondern ihre Zukunft. Sie war vor der unerbittlichen öffentlichen Aufmerksam-

keit kurzerhand aus einer Filmproduktion geflüchtet und hat ihr Verschwinden enigmatisch inszeniert, um mit ihrem Sohn und später auch mit Daniel und ihren beiden gemeinsamen Kindern in einem entlegenen Landstrich von Donegal zu leben.

Sukzessive entfaltet der Roman die Vergangenheit beider. Die Handlung schliesst dabei mehrere Generationen ein, deren Lebensläufe viele Parallelen aufweisen. Daniel wird, wiederum zufällig, an eine frühere Geliebte erinnert, die, anders als die Gerüchte um Claudette es nahelegen, tatsächlich verstorben ist. Geleitet von der Frage, ob er daran eine Mitschuld trägt, versucht Daniel, die Ereignisse zu rekonstruieren. Die Ehe zwischen Daniel und Claudette gerät dadurch zunehmend in eine schwere Vertrauenskrise. Anstatt nach New York zur Geburtstagsfeier seines Vaters zu reisen, fliegt Daniel zunächst nach Kalifornien, um die beiden Kinder aus seiner ersten Ehe, die er viele Jahre nicht gesehen hat, zu treffen. Analog zur Romanhandlung, die einer Struktur des Verschwindens, Suchens und Wiederfindens folgt, geht es auch für Daniel zunächst rückwärts, bevor es vorwärtsgehen kann.

Der Roman spannt ein breites Spektrum an Situationen auf, in denen Grenzüberschreitungen thematisch und strukturell werden: die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen sichtbarer Oberfläche und unsichtbarer Tiefe, zwischen innen und aussen. Die Darstellungen des Inneren einer Figur sind dabei stets von der Frage begleitet, ob und wie dieses überhaupt zugänglich ist. Seismografisch regis-

triert der Roman das Ungesehene, Verborgene und in seiner Latenz Bedrohliche. Handlungselemente wie die Erdbebenforschungen von Daniels ältestem Sohn Niall erhalten dadurch eine über ihren unmittelbaren Kontext hinausgehende Bedeutung.

## Mehrdeutigkeit und Unmöglichkeit

Erzählerisch werden die Grenze zwischen dem Selbst und dem Anderen sowie die Frage danach, welche Rollen man sich und anderen zugedacht hat und inwieweit man die Regie über das eigene Leben haben kann, perspektivenreich realisiert. Claudettes früherer Ehemann, ihre erste Zufallsbekanntschaft, der Regisseur Timou, resümiert: «Warum müssen die Rollen von Schauspieler, Regisseur, Autor so festgelegt sein? [...] Die Grenzen verwischen.» Häufig konfigurieren Blicke aus dem Fenster Szenen des Beobachtens und Beobachtet-Werdens. Der Roman beginnt damit, dass Daniel sich selbst

## *Seismografisch registriert der Roman das Ungesehene, Verborgene und in seiner Latenz Bedrohliche.*

von aussen betrachtet: «Ein Mann. [...] Der Mann bin ich.» Und immer wieder umkreisen seine Reflexionen die nicht triviale Frage: «Wo bin ich, und was mache ich hier?»

Jedes der kurzen Kapitel ist aus einer anderen Perspektive unter Verwendung anderer sprachlicher Register erzählt. Claudette spricht von sich selbst unpersönlich als «man», berichtet von ihrer Anfangszeit 1989 in London und dem Beginn ihrer Beziehung mit Timou. Ein frühes Kapitel, das aus der Sicht Nialls erzählt wird, thematisiert die Haut als verletzte Grenze zwischen innen und aussen. Die Selbstobjektivierung des Erzählenden wird hier durch den Einschluss von Fussnoten, eine wissenschaftliche Darstellungsweise, die der hochbegabte Niall gerade entdeckt hat, stilistisch umgesetzt. Eines der besonders gelungenen Formexperimente, die nie nur Selbstzweck sind, ist ein Auktionskatalog mit Bildern von Erinnerungsstücken Claudette Wells', anhand derer die Geschichte von Claudette und Timou erzählt wird. Immer wieder überschreitet der Roman selbst seine eigenen Grenzen hin zu anderen Medien – Fotografie, Film, Radio – und reflektiert schliesslich auf die Sprache selbst, ihre Mehrdeutigkeit und die Unmöglichkeit, Wahrheit oder positive Gewissheit zu erzeugen.

Kathrin Razum übersetzt dieses sehr lesenswerte Werk mit grosser stilistischer Sensibilität. Auch wenn Neben-



«Wo bin ich, und was mache ich hier?»: Autorin O'Farrell.

handlungen an wenigen Stellen etwas überfrachtet wirken, zeigt «Hier muss es sein» Maggie O'Farrells herausragende Kunst der Figurendarstellung sowie die Mühelosigkeit, mit der sie Lebensgeschichten miteinander verwebt und diese, wie in ihren späteren Romanen, über raumzeitliche Grenzen hinweg orchestriert.

## Eine «andere» Literaturgeschichte

Pia Reinacher

**Michael Krüger:** Verabredung mit Dichtern.  
Erinnerungen und Begegnungen.  
Suhrkamp. 447 S., Fr. 43.90

Der Hang zum Suchtlesen zeigte sich schon in der Kindheit. In den spartanischen Zeiten des Zweiten Weltkriegs gab es im Haus der Grosseltern von Michael Krüger in Wittgendorf in Sachsen-Anhalt, wohin ihn die Mutter zum Schutz vor dem Bombenkrieg in Berlin gebracht hatte, noch drei Bücher: die Bibel, «Diehls Apfelflexikon» sowie den «Garcke», ein Buch über die Flora. Sie ersetzten die fehlenden Kinderbücher. Er las ständig darin, uferlos. Die Bibel ist für ihn noch heute das Buch der Bücher; das Alte und das Neue Testament lege den Grundstein des Erzählens; alle späteren Geschichten seien bereits darin enthalten, sagt er.

Jetzt hat Michael Krüger, der mit dem Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld zu den einflussreichsten Figuren der deutschen Nachkriegsliteraturszene gehörte, zu seinem 80. Geburtstag ein Erinnerungsbuch geschrieben. Es lässt die Kindheit wiederauferstehen, schweift über seine Lehr- und Wanderjahre in Berlin, London, Rom und erzählt von den Begegnungen mit den vielen Schriftstellern in Deutschland, Italien, den Niederlanden, Israel, Polen und Schweden sowie seiner Etablierung als Hanser-Verleger. Es ist ein abwechslungsreiches, fesselndes, anekdotenreiches Lebenszeugnis eines Giganten des Literaturbetriebs geworden, das man vergnügt liest.

Als Krüger sich 2013 als langjähriger Leiter aus dem Geschäft zurückzog, endete in München eine Ära. Bereits ab 1968 war er als Lektor für Hanser tätig, 1986 avancierte er zum literarischen Leiter und 1995 zum Geschäftsführer. Unter seiner Führung entwickelte sich Hanser zum erfolgreichsten deutschen Belletristikverlag. Warum? Erstens war er ein Arbeitstier. Oft habe er sogar auf der Fensterbank im Verlag übernachtet, munkelt man.

Zweitens hatte er einen untrüglichen Instinkt für das Ökonomische. Als Jugendlicher in bitteren Nachkriegszeiten verdiente er sich sein Geld mit Fahrradtouren zu den Kriegswitwen



*Ohne Angst vor Risiken:* Michael Krüger (2. v. r.) mit Urs Widmer, Hubert Burda, Tomas Tranströmer, Bazon Brock, Lars Gustafsson und Peter Handke (v. l.), 1981.

in Zehlendorf, Schlachtensee und Nikolassee, denen er die neusten Illustrierten *Quick*, *Die Neue Frau* oder *Das goldene Blatt* brachte. Die Damen waren nach den mageren Kriegsjahren gierig auf die tolldreisten Geschichten des Adels und die Intrigen der Höfe. «Mein Jott», rief eine Kundin jedes Mal, wenn sie sich über die Titelblätter beugte, «und das alles in Farbe.» Trotz seiner Jugend hörte er sich ihre Lebensgeschichten vertrauensvoll an, und manche Kundin erhöhte danach den «Lohn» um eine Mark.

### Versunkene Welt

Dritter Erfolgsfaktor ist sein Gespür für packende Texte ohne Verfallsdatum. Er erkannte intuitiv das Potenzial eines Autors und förderte es ohne Angst vor Risiken. Der italienische Star Umberto Eco war in der Hanser-Verlags-geschichte ein wichtiger Markstein: Krüger brachte den Erstling, den Welterfolg «Der Name der Rose», bereits 1982 heraus. Der Roman figurierte während 36 Wochen auf der *Spiegel*-Bestsellerliste – ein literarischer und ökonomischer Doppelschlag. Überhaupt verstand es Krüger wie kaum ein anderer, «Leuchttürme» an den Verlag zu binden. Im Hanser-Repertoire figurieren zahlreiche Bestsellerautoren und spätere Nobelpreisträger wie Derek Walcott, Seamus Heaney, Orhan Pamuk, Tomas Tranströmer, Mo Yan und Herta Müller. Angetrieben von wilder Neugier, einer fast triebhaften Begeisterungsfähigkeit für Geschichten und mit einem Faible für skurrile Charaktere war er in der Literatur am richtigen Ort.

Ein mitreissendes Beispiel ist das Kapitel über Italien. Von Umberto Eco sagt er, dass er

sich nach jeder Begegnung gefragt habe, wie sein piemontesisches Gehirn organisiert war – jedenfalls anders als bei normalen Menschen. Er hatte nicht nur den ganzen Augustinus und das gesamte Mittelalter darin gespeichert, sondern auch Hunderte von Witzen, die er in mehreren Sprachen erzählen konnte. 1981 hatte Krüger ein Stipendium für die Römer Villa Massimo erhalten und bereiste das Land immer wieder. Der erste Mensch, den er damals auf der Strasse nach dem Weg fragte, entpuppte sich als Alberto Moravia – ein literarisches Schwergewicht. Er war auf dem Weg zu seiner Frau Elsa Morante, die im nahen Spital lag.

Michael Krüger lernte alle wichtigen Schriftsteller dieser Epoche kennen: Natalia Ginzburg, den leisen Italo Calvino und seine wilde Frau Chichita, Giorgio Manganelli, der sich als grotesker Restaurantbesucher entpuppte und hinter den angepriesenen Kaninchen Katzenfleisch vermutete, den Filmregisseur Tarkowski mit dem stockkonservativen Frauenbild, Cesare Pavese oder auch Inge Feltrinelli, die deutsche Gattin des italienischen Verlegers, schrillste und schönste Frau der Buchmesse, ebenso intelligent wie extravagant, die sich gerne mit einer rosaroten Flitterboa inszenierte. Szene um Szene einer versunkenen Welt lässt Michael Krüger vor den Augen des Lesers plastisch wiederauferstehen. Das Erinnerungsbuch ist zum geistreichen Dokument einer «anderen» Literaturgeschichte geworden, faszinierend, unpathetisch und von hohem Unterhaltungswert.

*Dunkler Stil – heller Kopf.* Kurt Steinmann

# Mike Tyson, der Intellektuelle

Benjamin Bögli

Werner Herzog: Die Zukunft der Wahrheit. Carl Hanser. 112 S., Fr. 33.90

Werner Herzog weiss natürlich, dass Wahrheit weder eine Zukunft noch eine Vergangenheit haben kann. Trotzdem trägt sein neues Buch diesen seltsamen Titel. Er soll eine Anspielung sein auf den Umgang mit der Wahrheit, auf neue Möglichkeiten, falsche Dinge verblüffend einfach echt erscheinen zu lassen: Deep Fake, Fake News, Dinge, die künstliche oder organische Intelligenz herstellen kann und die sich wie ein Lauffeuer im Internet verbreiten.

Dem berühmten deutschen Regisseur, der Filme wie «Fitzcarraldo» oder «Grizzly Man» auf die Leinwand brachte, ist die Suche nach der Wahrheit wichtiger als die Wahrheit.

*«L.A. ist die Stadt mit der grössten Substanz in den USA, möglicherweise in der Welt.»*

Er glaubt, dass Wahrheit mehr etwas ist, das entstehen kann, und weniger mit Fakten zu tun hat. Er macht einen Vergleich mit der Oper: «Im Zusammenspiel mit der Macht der Musik, die das Unglaublichste möglich macht [...] werden auch Stories vollkommen glaubwürdig, die es in der menschlichen Erfahrung so gar nicht geben kann. Das Unfassbare, das Unmögliche wird logisch und ganz selbstverständlich.» Wenn es die Gefühle zulassen, kann also auch völliger Unsinn wahr sein. So entstehen Mythen – oder Fake News.

## Keine Untergangsstimmung

Herzog taucht in seinem kurzen Buch tief in die Geschichte ein. Es liest sich trotz der antiken Gewichtigkeit erstaunlich leicht. Er beschreibt zum Beispiel den «frühesten dokumentierten Fake-News-Fall»: die Schlacht bei Kadesch, die der ägyptische Herrscher Ramses II., der Grosse, 1274 v. Chr. gegen die Hethiter schlug. Dieser stellte sich auf Reliefs an den Wänden des Tempels von Amun in Karnak als grosser Sieger dar. Historisch verbürgt ist aber, dass die Schlacht für Ramses bestenfalls unentschieden ausging.

Die gut hundert Seiten bestehen hauptsächlich aus einer populären Ansammlung von Bei-



*Wie Wahrheiten kreierte werden, wo sie lauern, wann sie täuschen:*  
Autor Herzog.

spielen, wie Wahrheiten kreierte werden, wo sie lauern, wann sie täuschen; seltener nehmen sie philosophische Züge an. Diesbezüglich hätte der Münchner Geisteswissenschaftler, der seit je mit erfrischenden, unkonventionellen Ansichten für Stimmung sorgt («L.A. ist die Stadt mit der grössten Substanz in den USA, möglicherweise in der Welt»), noch etwas grosszügiger umgehen können. Zum Denken und zum Schmunzeln regt das Buch allemal an.

«Wahrheit ist oft nur ein Konstrukt unserer Vorurteile», schreibt er einmal. Darauf folgt eine Passage, welche die Originalität zeigt, die auch Herzogs Filme und zuletzt auch seinen ersten Roman, «Das Dämmern der Welt», ausmacht. Herzog: «Ich muss hier an Mike Tyson denken.» Nun beschreibt er, wie er den ehemaligen Box-Champion Tyson, eher bekannt für Eisenfäuste als für Geistesblitze, kennenlernte und mit ihm, «ich weiss nicht mehr wie», auf die römische Republik zu sprechen kam. «Seine Kenntnisse waren erstaunlich. Bei

einem öffentlichen Gespräch mit ihm in der New York Public Library mit einem Freund von mir [...] bat ich diesen, das Publikum zuvor zu befragen: Wer unter den sechshundertfünfzig Intellektuellen, Schriftstellern und akademisch Gebildeten je etwas von Pippin dem Kurzen gehört hatte, immerhin dem ersten karolingischen König und Vater Karls des Grossen. Doch unter den Anwesenden war niemand, nicht ein Einziger, dem der Name etwas sagte. Aber Mike Tyson sprach dann eloquent von ihm und obskuren merowingischen Königen.»

Das Buch ist auch darum interessant, weil es keine Untergangsstimmung verbreitet. Herzog, 82, ein Mann, der schon mehr von der Welt gesehen hat als die meisten anderen, sieht dem Problem Fake News eher gelassen entgegen. Er rät einfach zur «Schuldvermutung», also einem generellen Misstrauen gegenüber den Inhalten im Internet. Man soll von «Manipulation, Propaganda und Lüge» ausgehen, «dies scheint mir die einzige Haltung, mit Fake News umzugehen». Und dann blickt er nochmals ganz weit zurück: «Wir werden auch rasch mit der digitalen Welt in ihrer Gesamtheit erwachsen werden müssen. Die empirischen schlechten Erfahrungen zwingen uns dazu, wie das in sehr langen Zeiträumen wohl für prähistorische Jäger-und-Sammler-Kulturen notwendig war. Wir können davon ausgehen, dass sie keine

giftigen Beeren oder Pilze assen, auch nicht aus Versehen. Wir können vermuten, dass sie trotzdem nicht die Natur als Feind betrachteten.»

## Machtstrategien der neuen Eliten

Alexander Grau

Alexander Wendt: Verachtung nach unten. Wie eine Moralelite die Bürgergesellschaft bedroht – und wie wir sie verteidigen können. Lau. 372 S., Fr. 39.90

In den westlichen Gesellschaften hat sich eine neue Elite herausgebildet, die sich von den traditionellen Eliten, die Europa über Jahrhunderte beherrscht haben, grundsätzlich unterscheidet. Waren Eliten vergangener Jahrhunderte aus naheliegenden Gründen zumeist konservativ





*Uneingeschränktes Lob ist verdächtig. Um seiner Glaubwürdigkeit willen sucht der Kunstrichter immer nach einem Mangel. Kurt Steinmann*

und wollten Bestehendes bewahren, so geben sich die Eliten des beginnenden 21. Jahrhunderts dezidiert progressiv. Sie wollen nicht bewahren, sondern die Gesellschaft verändern und revolutionieren.

Ihre Macht üben diese neuen Eliten nicht mittels steiler Hierarchien aus, durch Befehl und Gehorsam, sondern durch den Besitz der kulturellen Deutungshoheit. Ihr wichtigstes Kapital – obwohl zumeist der gehobenen Mittelschicht angehörig – ist nicht finanzieller, sondern kultureller Natur. Es besteht darin, die einzig legitimen Ansichten zu verkörpern und im Alltag zu leben. Man gibt sich als Sachwalter des allein richtigen Bewusstseins. Man ist offen, tolerant, nachhaltig und begrüßt Diversität. Die eigenen politischen Überzeugungen gelten als moralischer Goldstandard. Und weil das so ist und falsche moralische Ansichten eben nicht nur falsch sind, sondern böse, bekämpft man dieses Böse, wo immer man es zu sehen meint.

### Quasi-Religion

Diese Geisteshaltung verdichtet sich zu einer Quasi-Religion mit starkem Erlösungscharakter und Heilsversprechen. Hierin liegt ihre eigentliche Funktion. Ihre gesellschaftliche und politische Macht bekommt diese Ideologie dadurch, dass die sie tragenden Milieus nicht nur die Universitäten, Medien, NGOs, Wissenschafts- und Kulturstiftungen fest im Griff haben, sondern auch zunehmend die Grossunternehmen. Von hier aus führt man einen Kulturkampf von oben, gegen all jene, die Diesel fahren, die Gendersprache ablehnen, sich am Karneval als Indianer verkleiden und ein traditionelles Familienbild pflegen.

In seinem lesenswerten und klarsichtigen Buch «Verachtung nach unten» analysiert der Journalist Alexander Wendt präzise und umsichtig die Mechanismen und Strategien, mit denen die selbsternannten Wohlgesinnten unsere Gesellschaft beherrschen, steuern und manipulieren. Dafür beschreibt er die Aufwertung des kulturellen Kapitals gegenüber dem traditionellen Kapital, was es erlaubt, in ökonomisch angespannten Verhältnissen dennoch zur Elite zu gehören. Ganz offen verachtet man die Abgehängten, vorzugsweise aus den ländlichen Regionen, wo man nicht progressiv ist, sondern aus Sicht der Woken reaktionär und diskriminierend. Mit diesen Menschen redet man nicht, man schliesst sie nach Möglichkeit radikal aus der Gesellschaft aus.

Ein Mittel des Ausschlusses ist, kulturelle Verachtung gegenüber jenen zum Ausdruck zu bringen, die als unwürdig angesehen werden, die gesellschaftlichen Verhältnisse mitzugestalten. Sie etikettiert man als «Rassisten», als «Blinddarm der Gesellschaft» oder einfach als «dumm». Dabei scheut man auch vor Kollektivzuschreibungen nicht zurück, die man umgekehrt als menschenverachtend brandmarken würde. Andere Meinungen und Lebensläufe werden von den Woken und Progressiven nicht akzeptiert. In ihrem moralischen Reinigungswahn grenzen sie nicht nur ganze Sozialmilieus aus, auch innerhalb der eigenen Lebenswelt werden unliebsame Individuen gnadenlos herabgesetzt. Wer als Hochschullehrer, Journalist, Künstler oder Autor nicht die woke Agenda verfolgt, ist zum verbalen und nicht selten auch beruflichen Abschluss freigegeben.

Dabei werden immer wieder die gleichen Strategien verfolgt: Nicht die angeblich Diskriminierten kommen zu Wort, sondern routinierte Empörer. Diese fungieren als Ankläger und Richter in Personalunion. Subjektive Befindlichkeiten gelten als Massstab für Mikroaggressionen. Motto: Wer sich beleidigt fühlt, hat immer recht. Die Unschuldsvermutung ist ausser Kraft gesetzt. Es regiert der moralische Furor. Zur Logik dieser modernen Inquisition gehört auch, dass sie geleugnet wird. Dass es eine Cancel-Culture gibt, ist ein Gerücht rechter Verschwörungstheoretiker.

Alexander Wendt analysiert jedoch nicht nur hervorragend die Mechanismen der Verachtung und Herabsetzung, sondern auch die ihnen zugrundeliegende identitätspolitische Ideologie, die einen Rückfall in überwunden

### *Die eigenen politischen Überzeugungen gelten als moralischer Goldstandard.*

geglaubtes Stammesdenken darstellt. Und er weist auf die Bedeutung des woken Kapitalismus hin, der seit einigen Jahren nicht nur das Denken in den Führungsetagen des Silicon Valley beherrscht, sondern auch dasjenige nahezu aller internationalen Konzerne.

Gegen Ende seines Buches beschwört Wendt als Gegenmittel gegen die woken Eliten eine Besinnung auf die Traditionen liberaler Bürgerlichkeit, auf ihre universalistischen und humanistischen Grundwerte. Nicht auszuschliessen allerdings, dass die Zeit für eine Art «provisorischen Frieden» zwischen den moralisch Erleuchteten und den von ihnen Verachteten, wie Wendt ihn vorschlägt, schon vorbei ist. Einiges deutet darauf hin, dass dieser Kampf mehr ist als ein temporärer sozialer Konflikt, sondern das Ende jener Epoche markiert, die mit Humanismus, Reformation und Aufklärung begann.



### Die Bibel

## Vertreibungen und Umsiedlungen

*Nationen hast du vertrieben, unsere Vorfahren aber eingepflanzt (Psalm 44, 3).* – Die Vertreibung aus ihrem Wohngebiet ist eine leidvolle Erfahrung unzähliger Menschen. Im Alten Testament wird die Einwanderung der Israeliten in Kanaan so dargestellt, dass Gott selber die dortigen Bewohner vertrieben habe. Über 2000 Jahre lang waren allerdings die Juden ihrerseits das am häufigsten vertriebene Volk. Nach der Shoah entstand ein Druck, ihnen ein eigenes Staatsgebiet zu gewähren – das natürlich nicht menschenleer war. Um die Proportionen zu wahren, ist es unerlässlich, die Vertreibungen und Fluchtströme 1945 bis 1950 zu erwähnen.

Sechs Millionen Menschen wurden, oft gegen ihren Willen, in die Sowjetunion repatriert. Aus den Ostgebieten des Deutschen Reiches wurden insgesamt gegen zwanzig Millionen Deutsche vertrieben. Hinter dem Eisernen Vorhang wurden 2,2 Millionen Bewohner aus dem östlichen Teil Polens westwärts beziehungsweise ostwärts umgesiedelt. Mehrere Grossstädte wurden in ihrer Bevölkerung fast komplett ausgetauscht. In der Tschechoslowakei siedelten sich rund 1,9 Millionen Tschechen, Slowaken, Ukrainer und Roma als Neubürger an. Als Teilgeschehen des Zweiten Weltkriegs wurden rund 50 Millionen Menschen aus ihren Heimatgebieten vertrieben, die meisten in geschädigte und arme Regionen. Auch Asien und Afrika kannten Vertreibungen. Mit der Unabhängigkeit Indiens und der Gründung Pakistans 1947 wurden insgesamt rund 20 Millionen Menschen umgesiedelt, deportiert oder vertrieben. Den 700 000 vertriebenen Palästinensern stehen ungefähr gleich viele Juden gegenüber, die aus arabischen Ländern nach Israel kamen. Es schmerzt, dass wohlhabende arabische Staaten nicht dem Beispiel Jordaniens folgten, um ihren Glaubensbrüdern aus Palästina eine neue Heimat zu bieten.

*Peter Ruch*

# Markenzeichen Kühnheit

Dass die Schauspielerin Emma Stone für ihre Hauptrolle in «Poor Things» erneut einen Oscar gewinnen wird, bezweifelt kaum jemand. Man kann sich an der Frau nicht sattsehen.

*Beatrice Schlag*

---

**Filme mit Emma Stone:** «Poor Things» (2023), «Battle of the Sexes» (2017), «La La Land» (2016), «Crazy, Stupid, Love» (2011), «The Help» (2011), «Superbad» (2007).

---

**S**ie ist klein, fast hager, ihre Stimme klingt kehlig wie die einer alten Raucherin. Der Mund scheint riesig in dem schmalen Gesicht. Selten bezaubernd wie bei Julia Roberts, öfter schief lächelnd, sei es aus Vergnügtheit, Zweifel oder Unsicherheit. Nichts an ihr schreit Hollywood.

Dass ihre fast gleichaltrige Kollegin Margot Robbie trotz des weltweiten Riesenerfolgs von «Barbie» von der Academy bei den diesjährigen Oscar-Nominierungen ignoriert wurde, schien vielen ebenso ungerecht wie überraschend. Niemand hatte damit gerechnet, dass die Academy, überaltert und immer noch überwiegend weiss und männlich, der derzeit glamourösesten Blondine Hollywoods einen Korb geben würde. Und jeder hatte sich auf das Kopfan-Kopf-Rennen zwischen Barbie und Bella gefreut.

## «Coolste Eltern der Welt»

An der Nominierung von Emma Stone für ihre Rolle als Bella Baxter in der Frankenstein-Parodie «Poor Things» führte kein Weg vorbei. Zu grandios war der Film, zu kühn Stones Leistung als junge Frau, die hochschwanger stirbt und der danach das Gehirn ihres noch lebenden Babys ein-

*Ihre Interviews sind vor allem selbstironische Eingeständnisse von Fehlritten und Patzern.*

gepflanzt wird, das sie wiedererweckt und die Welt frei von jeglichem Schamgefühl entdecken lässt. Allein die Vorstellung einer Frau, die mit der unschuldigen Hemmungslosigkeit eines Säuglings Menschen, Umwelt und die eigene Sexualität kennen-



*Im Galopp nach Hollywood: Filmstar Stone.*

lernt, ist köstlich. Die filmische Umsetzung von Regisseur Yorgos Lanthimos und seiner Hauptdarstellerin ist noch köstlicher, weil umwerfend komisch.

Emma Stones ausserordentliche Bandbreite als Schauspielerin war keine neue Entdeckung. Die 35-Jährige, Tochter eines Bauunternehmers und einer Hausfrau, überzeugte ihre Mutter bereits mit fünfzehn, mit ihr aus dem heimatischen Arizona nach Los Angeles zu ziehen, damit sie sich für Rollen bewerben konnte. «Ich habe die coolsten Eltern der Welt», sagte Stone in einem Interview mit *Vanity Fair*, «ihre Philosophie ist, dass man alles mit losen Zügeln angehen und die Zügel erst dann straffen sollte, wenn etwas geschieht, was deinem Vertrauen zuwiderläuft.» Die Tochter befolgte den Rat. Viele ihrer Rollen erinnern an Galopp.

### Leben wie ein Mönch

Nach drei Jahren Los Angeles, viel Vorsprechen und einigen wenig beachteten TV-Nebenrollen spielte Emma Stone 2007 neben Jonah Hill und Michael Cera in der erfolgreichen Studentenkomödie «Superbad» und gewann als «aufregendes neues Gesicht» den Young Hollywood Award. Der Preis war kein Durchbruch, aber er setzte sie auf die Liste sämtlicher Castingfirmen der Stadt.

Bekannt wurde sie zwei Jahre später als Betrügerin neben Woody Harrelson und Bill Murray mit dem Kassenschlager «Zombieland». «Bill Murray hatte mir gesagt, das Mädchen sei Gold», erinnerte sich Harrelson später. «Bill sagt das nicht über viele.» Er selber war vor allem von der Reife der damals 23-jährigen beeindruckt. «Viele wollen Schauspieler werden, weil sie eine Leere in sich haben und geliebt werden wollen. Emma hat eine Art von Vollständigkeit an sich.»

2011 machten zwei Filme ihren Namen international berühmt, die unterschiedlicher nicht hätten sein können: die Familienkomödie «Crazy, Stupid, Love» und das Drama «The Help» über Rassendiskriminierung in Mississippi während der 1960er Jahre. «Crazy, Stupid, Love» ist die Geschichte von Steve Carell, seiner scheidungswilligen Ehefrau Julianne Moore und ihrer Tochter Emma Stone, die sich ausgerechnet in den windigen Playboy Ryan Gosling verliebt, der ihren verzweifelten Vater berät, wie man Frauen aufreißt. Wovon die Tochter natürlich nichts weiss.

Für jene, die den Film trotz dutzender Wiederholungen auf sämtlichen TV-Kanälen nicht kennen, hier die unvergessliche Liebesszene von Millionen von Zuschauern, die Stone



in Hollywoods A-Liste katapultierte: Beim ersten Treff in Goslings Haus fragt sie ihn spöttisch, was denn sein bester Trick sei, um Frauen ins Bett zu kriegen. Er erzählt die Szene aus «Dirty Dancing», in welcher der Tänzer Patrick Swayze seine Geliebte Jennifer Grey hoch über seinen Kopf stemmt: «Das kann ich auch.» Sie lacht ungläubig. Er lässt «(I've Had) The Time of My Life» ertönen, sie läuft auf ihn zu, er stemmt sie hoch, es wirkt. Später gesteht Emma Stone, dass sie nicht genug Mut für die Akrobatik hatte und gedoubelt wurde.

Der Film mit Herstellungskosten von fünfzig Millionen Dollar spielt allein in den Kinos fast das Dreifache ein. Stone und Gosling werden als neues Leinwand-Traumpaar gefeiert. Ein Kritiker jubelt: «Stone hält den ganzen Film zusammen.» Tatsächlich ist ihre unbändige Energie und Intensität in jeder Szene umwerfend.

Ab jetzt wird sie mit Drehbüchern überhäuft. Ihre Rolle als junge Schriftstellerin Skeeter in «The Help» ist kein Zufall. Sie will Spannenderes als nur die Freundin von irgendwem spielen. Skeeter interviewt schwarze Frauen über ihre Behandlung als Bedienstete in den Häusern Weisser. Als Weisse, hoffen die Frauen, die mit ihr reden, habe sie die besseren Chancen, einen Verleger für ihre Berichte zu finden. Ihre Filmpartnerinnen sind die schwarzen Oscar-Gewinnerinnen Viola Davis und Octavia Spencer. Der Film, 25 Millionen teuer, spielt fast das Zehnfache ein. Warum Stone danach in zwei enorm erfolgreichen, aber sehr mässigen «Spider-Man»-Sequels mitspielte, war ein Rätsel. Geld brauchte sie schon lang nicht mehr. Möglicherweise war Liebe der Grund: Mit Hauptdarsteller Andrew Garfield lebte sie vier Jahre zusammen.

2014 war Emma Stone für wenige Monate erstmals am Broadway zu sehen. Sie spielte Sally Bowles, die ebenso erfolgshungrige wie mittelmässige Sängerin und Tänzerin von «Cabaret», dank dem Film mit Liza Minnelli unsterblich geworden. Wie sollte Emma Stone den Vergleich mit Liza Minnelli aushalten?

Sie versuchte es gar nicht erst. Ich ergatterte mit Glück ein Ticket und lachte und heulte zwei Stunden lang. Die schwächliche Emma

Stone holte aus Sally Bowles' innerem Durcheinander von Sehnsucht nach Beachtung, überlebenswütigem Optimismus und dem Wissen, dass ihre Chancen klein waren, eine umwerfende Energie. Dass sie nur leidlich gut sang und tanzte, war perfekt. Hätte Sally Bowles so gut gesungen wie Liza Minnelli, wäre sie auch in harten Zeiten ein Star geworden. Die strengen New Yorker jubelten.

Sie selber sagte: «Broadway war das Härteste in meinem Leben. Ich dachte, drei Stunden am Abend, ansonsten hungerst du in deiner Wohnung herum. Falsch. Du lebst wie ein Mönch, immer in Sorge um deine Stimme. Ich bekam einen heillosen Respekt vor Theater-schauspielern.»

Direkt nach «Cabaret» kam das Musical «La La Land»; wieder mit Ryan Gosling, wieder ein Welterfolg und endlich ein Oscar für ihre Rolle. Die Liste der Filmpreise und Nominierungen, die Stone bereits davor gewonnen hatte, ist ähnlich lang wie die von Meryl Streep.

Aber anders als bei Meryl Streep teilt sich das Kinopublikum nicht in Stone-Fans und Stone-Hasser. Der Name Emma Stone garantiert nicht für Erfolg, nur dafür, dass sie sich die Seele aus dem Leib spielt.

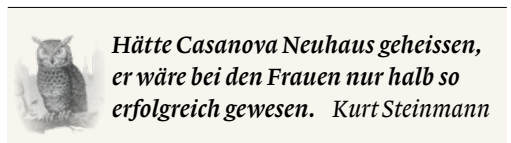
### Privates bleibt privat

Ihr nächster Film nach dem Supererfolg von «La La Land» war «Battle of the Sexes», über die lesbische Tennisspielerin Billie Jean King und ihr historisches Match gegen Bobby Riggs, gespielt von Steve Carell. Riggs war damals 55, ehemaliger Top-Ten-Spieler, der King 1973

### Eine Lieblingsszene von Millionen von Zuschauern katapultierte sie in Hollywoods A-Liste.

zu einem Match, «männliches Chauvinisten-Schwein gegen Feministin mit behaarten Beinen», aufforderte. Emma Stone war als Billie Jean King hervorragend – und kaum wiederzuerkennen. Trotz begeisterter Kritiken blieben die Zuschauer rätselhafterweise aus.

Der sonderbaren Kreatur Bella Baxter von «Poor Things» hätte es ähnlich ergehen können. Stattdessen hagelt es seit der Premiere bei den Filmfestspielen in Venedig Auszeichnungen. Wie Emma Stone damit umgeht, inzwischen Amerikas bestbezahlte Schauspielerin zu sein, ist wenig bekannt. Ihre seltenen Interviews sind vor allem selbstironische Eingeständnisse von Fehlritten und Patzern. Über ihr Privatleben weiss man nur, dass sie seit 2020 mit dem TV-Regisseur David McCary verheiratet ist und mit ihm eine dreijährige Tochter hat. Auf Social Media sucht man vergeblich nach Beiträgen von ihr. «Ich glaube», sagt sie, «es ist eine gute Idee, Privates privat zu halten.»





„Wir haben es geschafft, Joe!  
In dieser Kammer muss der sagen-  
hafte Schatz sein...“

## Fernsehen

# Überwiegendes Sicherheitsdenken

Stefan Millius

Late Night Switzerland: Mit Stefan Büsser.  
SRF. 25. Februar

Das erste Mal ist selten gut. Beim zweiten Mal ist die Unsicherheit noch gross. Bei der dritten Runde kommt etwas Routine auf.

Das gilt auch für «Late Night Switzerland», das neue Comedy-Format auf SRF. Vor drei Wochen ging es los mit einem Abklatsch der «Late Night»-Idee, wie man sie seit Jahrzehnten kennt. Ein Frontmann (Stefan Büsser) und sein Sidekick (Michael Schweizer) beliefern sich mit Stichworten, um dann vorbereitete Pointen ins Publikum zu schleudern. Dazwischen gibt es eine Aussenreportage, einen vorproduzierten Sketch und einen Studiogast. Sitzt ein Langweiler dort, ist es um die Sendung geschehen.

Von der Premiere bis zur Folge drei gab es eine kleine Steigerung. Stefan Büsser, der am besten ist, wenn man ihn improvisieren lässt, ist nun lockerer. Vereinzelt findet sich etwas Schärfe im gutschweizerischen Wohlfühlhumor. Sandra Studer als Gast war ein sicherer Wert. Sie muss nicht viel reden, da sie singen kann (was sie auch tat). Aber die Frage bleibt: Warum hatte SRF nicht den Mut, wenigstens das eine oder andere überraschende Element zu kreieren?

Nächsten Sonntag ist wieder die Reihe an der «Sendung des Monats» mit Gabriel Vetter. Dessen Premiere ging allerdings in eine ähnliche Richtung: Abkupfern, was sich in der Geschichte des Farbfernsehens bewährt hat. Wehmut wird wach, wenn man an «Ventil» von Frank Baumann zurückdenkt, das im Jahr 2000 auslief. Sein Format hatte Biss und wurde Kult. Heute überwiegt bei SRF das Sicherheitsdenken – der Todfeind der Comedy.

## Film

# Aus einem deutschen Leben

Wolfram Knorr

The Zone of Interest (GB, USA, Polen 2023)  
von Jonathan Glazer. Mit Sandra Hüller,  
Christian Friedel

Kann man Verdrängung sichtbar machen? Mit der Kamera einfangen? Eigentlich absurd, es ist schliesslich ein abstrakter Prozess. Jonathan Glazer, 58, Grossbritanniens obsessivster und experimentierfreudigster Filmmacher, der seit seinem Debüt, dem Gangsterfilm «Sexy Beast» (2000), nur gerade drei Spielfilme drehte, hat genau das mit seinem extrem heiklen «The Zone of Interest» versucht. Zehn Jahre beschäftigte er sich mit der Familie von Rudolf Höss, dem berüchtigten Kommandanten des Konzentrationslagers Auschwitz, und mit der Frage, wie man sie als Täter und Objekte der Verdrängung sichtbar macht. Seine Antwort ist beunruhigend.

Es ist nicht der erste Versuch einer Auseinandersetzung mit dem Nazi-Schlächter, der vier Jahre mit Gattin Hedwig und den fünf Kindern direkt neben dem Konzentrationslager in einem heimeligen Haus mit hübschem Garten und Pool lebte, nur durch Mauern vom Grauen getrennt. 1977 wagte es Theodor Kotulla mit Götz George. «Aus einem deutschen Leben»

stützte sich auf die Verhörprotokolle und stellte Höss, seine Herkunft und seinen Aufstieg, ins Zentrum. Das Porträt eines zu allem bereiten Schergen mit völlig empathieloser Bürokratenmentalität («Ich dachte an die Juden als Einheit, nicht als menschliche Wesen») ging an die Grenze.

Glazers Herangehensweise ist eine völlig andere – als blicke er aus weiter Distanz zurück. Der Titel bezieht sich aufs erlaubte Areal rund um ein KZ, scheint das normale Leben einer Familie zu schildern. Sie macht Picknick am See, lädt Freunde in den Garten, führt ein ganz gewöhnliches Leben. Höss verlässt morgens das Haus und widmet sich routiniert seinem klinischen Geschäft der Massenvernichtung.

Gattin Hedwig kümmert sich um ihren Garten, managt den Haushalt mit Helferinnen aus dem Ort, schickt die Kinder zur Schule, widmet sich ihrer Pflege – hübsch eingeehgt von

«The Zone of Interest»  
ist wie ein Blick in die Zone  
der Verdrängung.

stacheldrahtbewehrten Mauern. Rauch quillt jenseits der Mauern aus den Schornsteinen, begleitet von einer Geräuschkulisse aus dumpfen Schüssen, Schreien, Befehlsgebelle, Sirenen. Hedwig und die Kinder haben sich daran gewöhnt wie an Strassenlärm. Dabei kann es vorkommen, dass ein polnischer Arbeiter die Leder-



Hinter der Mauer das Grauen: Sandra Hüller als Hedwig Höss.

stiefel von Höss unter einem Hahn säubert und das Wasser rot wird; oder dass Asche aus dem Lager auf die Beete gekippt wird. Mal neckt der Älteste den jüngeren Bruder, sperrt ihn ins Gewächshaus und macht das Geräusch von zischendem Gas. Kleine Irritationen. Hedi ist mit sich beschäftigt, stolz auf ihren gehobenen Stand. Höss liest, wenn er nach Hause kommt, den Kindern noch was vor und geht dann durchs Haus, um ordentlich alle Lichter zu löschen. Szenen aus einem deutschen Leben.

#### «Königin von Auschwitz»

Aber was Glazer da ablaufen lässt, weicht dann doch vom «Normalen» ab, als geschähe alles in weiter Ferne, bis hin zu den weggedämpften Geräuschen. «The Zone of Interest» ist wie ein Blick in die Zone der Verdrängung. Das Routineverhalten von Frau und Kindern und das Geschäftsgebaren des Mannes haben etwas Tranceartiges – ein komplettes Wahnsystem, in dem alles zum Irrsinn ausfranst.

Sandra Hüller als Hedi ist beklemmend überzeugend: blond, gross, arrogant und stolz darauf, von ihrem Rudolf «Königin von Auschwitz» genannt zu werden. In Rage gerät sie nur, als ihr Mann (Christian Friedel) ihr eines Tages mitteilt, dass sie umziehen müssen, er werde versetzt. «Was?! Hier weg?! Die Kinder gehen hier zur Schule! Und mein Garten! Ich bleibe hier!»

Glazers Film nach dem gleichnamigen Roman von Martin Amis (von dem er schwer abwich) entstand vor Ort in Auschwitz, in deut-

scher Sprache, und wurde mit Dutzenden versteckten Kameras gedreht, deren Positionierungen den Schauspielern unbekannt waren. Der ästhetische «Big-Brother-Effekt», unterstützt durch die düstere Musik von Mica Levi, lässt «The Zone of Interest» wie einen «neuronalen Film» wirken, der im Projektor des Bewusstseins läuft und die geschäftige Gefühlsstarre der Familie erst richtig herausoperiert.

So beginnt der Film mit einer zweiminütigen schwarzen Leinwand, nur mit Levis Musik. «Zu den Mitteln der Schuldleugnung», schrieb Alexander Mitscherlich in «Die Unfähigkeit zu trauern», «gehört die seither häufig vertretene Auffassung, das Hereinbrechen einer Diktatur sei ein Naturereignis, das sich getrennt von Einzelschicksalen vorbereite und gleichsam über sie hinweggehe.»

## Comedy

### Comeback des woken weissen Mannes

Marc Neumann

The Daily Show: Mit Jon Stewart.

Jon Stewart ist wieder da: Wie eh und je leckt er am Kugelschreiber, kritzelt manisch im Notizblock, streut gebeepte «Fuck»-Bomben, um das johlende Publikum ins gutmenschliche Gebet zu nehmen. Sein Debüt gab der 61-jährige Late-Night-Komiker, eine Legende dieses uramerikanischen Genres, im New York der neunziger Jahre. Nun sitzt er jeweils am Montagabend bis zu den Präsidentschaftswahlen im November wieder am Pult der «Daily Show», die er bereits von 1998 bis 2015 moderierte.

#### Aufs satirische Glatteis

In den nuller Jahren mischte die «Daily Show» rotzfroh die Medienwelt auf. Im Wahnsinn von *war on terror* und *Patriot Act* zog man sie sich jeden Morgen via Internet mit Kaffee und Zigarette rein. Stewart entlarvte Fehler und Heuchelei der Mainstream-Medien und führte verlogene Politiker aufs satirische Glatteis. Seine medienpolitische Satire galt in Stil und Ton als Blaupause einer neuen Talkshow-Generation – selbst für Tucker Carlson, den er 2004 als Gast bei CNNs «Crossfire» zerlegte. Wohlgesinnten (von Hillary Clinton bis John McCain) gewährte Stewart Interviews, Barack Obama besuchte er klammheimlich im Weissen Haus. Auf Washingtons Strassen hielt er Polit-Rallyes ab, im Kongress weibelte er für Unterstützungsleistungen an kranke Veteranen und 9/11-Einsatzkräfte.

Nebenbei lancierte die «Daily Show» Dutzende Comedy-Karrieren (Superstars wie Steve Carell und Stephen Colbert fingen als «Korrespondenten» bei Stewart an). Stewart erhielt

Preise und wurde 120-facher Millionär. 2015 trat er als verdiente Legende ab. Warum kommt so jemand zurück? In Interviews antwortet Stewart mit Plattitüden, er wolle «Integrität und Korruption aufzeigen» und so «Luftunterstützung» ans politische Bodenpersonal im

*Stewarts medienpolitische Satire galt in Stil und Ton als Blaupause einer neuen Talkshow-Generation.*

Wahlkampfjahr leisten. Im Comeback machte ein ergrauter Stewart dazu Witze über das Alter der Herren Biden und Trump – und sein eigenes –, zog Russlandreise und Putin-Interview seiner alten Nemesis Tucker Carlson durch den Kakao, gefolgt von einer Montagspredigt zu amerikanischen Werten von bürgerlicher Eigenverantwortung und Freiheit. Klassischer Stewart, nichts Neues im Westen.

Neben seiner Rückkehr um des Comebacks willen mag die Krise im Late-Night-Segment ein Grund für Stewarts erneutes Auftauchen sein. Die Werbeeinnahmen von Late-Night-Shows brachen gemäss Marktforscher Nielsen dank Streaming-Konkurrenz seit 2016 um 60 Prozent ein. Seit dem Rücktritt von Stewarts Nachfolger Trevor Noah 2022 war der Headliner-Stuhl der «Daily Show» verwaist. Die Einschaltquote ging laut AP von 1,3 Millionen in Stewarts letzter Saison auf unlängst 385 000 zurück. Also springt Zugpferd Stewart in die Bresche und lässt die Kasse wieder klingeln: Seine Comeback-Show wollten laut Nielsen insgesamt 1,9 Millionen Zuschauer sehen.

Ob das so bleibt, ist fraglich. Zwar ist Stewart ganz der Alte, das heutige Umfeld aber ein neues. Mittlerweile sieht manch kritische Stimme Stewart und seine Epigonen als küstenliberalen Elitenkult, der selbstgefällig und verächtlich auf dumme «deplorables» aus dem Hinterland und ihre Lieblingsmedien eindrischt. Anstatt Neugier oder Verständnis für Trump-Fans zu zeigen, gruben sich die «Daily Show» und Stewart in identitätspolitische Gräben ein: Bipoc-Komiker wie Hasan Minhaj oder Jessica Williams erzielten ihre Lacher immer mehr auf Kosten von mutmasslichen Rassisten, Islamophoben und anderen Feindbildern einer progressiven, demokratischen Linken. Die «Daily Show» ging mit der Zeit und wurde woke.

Damit aber widerfuhr dem System Jon Stewart genau das, was er einst den Fox-News-Machern und -Fans vorwarf: Er begann, an die eigene identitäre Propaganda zu glauben, und fiel in die dogmatische Starre des woken weissen Mannes. Das schliesst ab und zu eine gelungene Pointe der neuen Staffel nicht aus, reduziert sie allerdings auch auf nur ein weiteres politisches Rädchen in der gigantischen Wahlkampfwalze, die bis am 5. November über uns rollt. Eigentlich schade.



## Tanz

# Bunt, rhythmisch, avantgardistisch

*Edith Arnold*

**Trajal Harrell:** *Monkey off My Back or the Cat's Meow*. Schiffbau Zürich. Am 2. und 3. März

**Trajal Harrell:** *The Köln Concert*. Schauspielhaus Zürich. Am 4., 18., 19. März

Es sind diese Verbeugungen im letzten Teil des ohnehin spektakulären «*Monkey off My Back or the Cat's Meow*»: Siebzehn ziemlich queere Performerinnen und Performer sowie der Choreograf verbeugen sich von immer neuen Positionen aus, ein Schritt leicht nach vorne, darüber das Haupt zum Publikum geneigt – bis alle berührt sind. Beim Ausgang überreicht

**Harrells Stil: Voguing mit höfischen und antiken Posen verbinden.**

Trajal Harrell seine handgeschriebene Playlist zum nachhallenden Sound. Seine Produktion von 2021/2022 wird jetzt als eine der «bemerkenswertesten» der letzten zwei Jahre an den Swiss Dance Days gezeigt.

Der Schiffbau Zürich als XL-Catwalk: Auf dreifarbigem Mondrian-Böden mit schwarzen Rasterungen sind weisse Leder-Loungesofas arrangiert. An einem Ende steht ein grosser Ventilator, am anderen eine oben offene Garderobe. Das Publikum sitzt links und rechts in der vollen Länge. Aus der ersten Reihe erhebt sich Trajal Harrell als Anna Wintour. Die «Chefredaktorin» der *Vogue* sagt, der Choreograf habe sie gebeten, die Show zu eröffnen. Sie mache jetzt einen Kostümwechsel. Die Modeexpertin schreitet zur Garderobe. Aus dieser kommen in der Folge alle Tänzer und Tänzerinnen auf High Heels respektive Zehenspitzen in immer neuen avantgardistischen Kleidern. Catwalk, Fashion und Humor als attraktive Oberflächen, um mit politischen und gesellschaftlichen Themen zu experimentieren. «*Monkey off my back*» bedeutet, ein schwieriges Problem abwerfen, «*the cat's meow*», stilvoll die Katzen aufheulen lassen. Im Mittelteil wird die amerikanische Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 verlautbart, während sich die Körper zu Dance-Music entfesseln, allen voran Perle Palombe mit Trajal Harrell.



**Häng deinen Erfolg nicht an die grosse Glocke, wenn auch eine kleine Schelle reicht.** Kurt Steinmann



*Atmosphärische Verbindungen:* Choreograf und Tänzer Harrell.

Der 51-jährige Trajal Harrell stammt aus Douglas, Georgia. Nach Amerikanistik in Yale studiert er Modern Dance bei Martha Graham in New York. Stilbildend sind auch die Workshops bei den postmodernen Trisha Brown und Yvonne Rainer: Gehen und Stehen können auch tänzerische Bewegungen sein. In Harlem beobachtet er Mitglieder der LGBTQ-Szene beim Voguing, wie sie sich mit schrillsten Modekreationen herausfordern. Downtown besucht er Fashionshows. «Was wäre 1963 passiert, wenn die Voguer aus den Ballrooms von Harlem damals Downtown in den Tanzworkshops in der Judson Church vorbeigeschaut hätten?», stellt er sich vor. Daraus entsteht «*Twenty Looks or Paris Is Burning*» – eine Produktion, für die Harrell international Aufmerksamkeit erhält.

Sein Stil: Voguing mit höfischen und antiken Posen verbinden. Die Exzentrik mit Butoh,

dem japanischen Tanz der Finsternis, vertiefen. In seinen fünf Jahren am Schauspielhaus Zürich entwickelt Harrell sechs Choreografien, darunter «*Das Haus der Bernarda Alba*» als getanztes Unterbewusstsein in einem fiktiven Salon von Dior. «*The Köln Concert*» als schlichtes Stück mit sieben Pianostühlen zum gleichnamigen Solo von Keith Jarrett. Die Produktionen gibt's in verschiedenen Grössen für Kunstmuseen oder Galerien. Einen Querschnitt zeigte Harrell im Dezember am Pariser Festival d'Automne.

### Studio mit Bauernhoftieren

Im Maison Trajal Harrell geht es bunt, rhythmisch, avantgardistisch zu. Und der Choreograf ist ein aufmerksamer Gastgeber. Er erscheint zu Beginn, zum Schluss, zwischendurch. Mit zuweilen vibrierenden Bewegungen schafft er atmosphärische Verbindungen. *To-*

getherness, Zusammengehörigkeit, sei für ihn zentral, sagt er an der Schiffbau-Bar nach einer Aufführung. Zu seinem Fanklub zählen Kunstmäzeninnen und -mäzene. Gut so: Da er nach dem Intendantenwechsel nicht mehr dem Schauspielhaus angehört, muss er seine Kostümkreationen herauskaufen.

Der Hub des international tourenden Dance Ensemble soll Zürich bleiben. Wo sein neues Studio idealerweise wäre? Ihm gefalle der Helvetiaplatz. Doch letztthin sei er auf dem Zürcher Quartierhof Wynegg gewesen, wo Schafe neben ihm hergelaufen seien. Gerne hätte er ein Studio mit Bauernhoftieren, sagt der Tänzer-Choreograf. Folien- und Plüschtiere können ebenfalls auf der «Monkey off My Back or the Cat's Meow»-Bühne entdeckt werden.

## Klassik

### Zu dürre «Vier letzte Lieder»

Manuel Brug

Richard Strauss: 4+4=∞ Laws of Solitude.  
Asmik Grigorian. Alpha Classics

Nein, die mit 37 nicht mehr ganz so anfängerjunge litauische Sopranistin Asmik Grigorian war kein zarter Phönix als Mozart-Göttin, der aus der russischen Post-Perestroika-Asche aufstieg wie weiland in Salzburg die Netrebko 2001 als Donna Anna. Doch die Grigorian hat sich 2018 mit der unschuldig-verworfenen Prinzessin Salome aus Judäa jenseits aller Opernklischees zumindest eine Richard-Strauss-Signaturrolle ersungen. Die sie seither nicht allzu häufig interpretiert hat. Denn heftig wandelt sie dabei auf dem schmalen Grat zwischen vokaler Entäusserung und noch kontrollierter Ekstase als totales, rücksichtsloses Aufgehen in einer grellen Grenzpartie.

### Kein italienisches Timbre

Das freilich ist längst das Markenzeichen der Grigorian: Sie ist eine Kerze, die an beiden Enden brennt, mutet sich Puccinis ziemlich schwere Madama Butterfly oder unlängst in Wien gar seine Turandot zu. Ohne Rücksicht auf vokale Verluste. Sie will auf der Bühne spielen, in Salzburg wird sie – in Ermangelung anderer Stardamen, die dort im Sommer kaum noch singen – als Primadonna gefeiert. Auch wenn sie so gar kein italienisches Timbre für die drei Frauen in Puccinis «Trittico» oder für Verdis zwischen Koloratur und Schwärze schlingende Lady Macbeth hat. Egal, Asmik Grigorian zieht optisch total in den Bann: Bei ihr hört man mit den Augen.

Aber wie geht das auf Platte, wenn man ihre bannende Darstellung nicht sieht? Sehr ordent-

lich in den dramatischen Miniszenen von Sergei Rachmaninows in pastosem Russisch ausgekosteten Salonromanzen. Weniger gut aber in Grigorians jüngster CD-Veröffentlichung.

Denn jetzt kommt ihre Plattenfirma Alpha mit einer nur 44 Minuten kurz befüllten Scheibe, die mit geschmäcklerischem Fotodesign und der gewollt-verrätselten Betitelung «4+4=∞ Laws of Solitude» nichts anderes als die «Vier letzten Lieder» von Richard Strauss zu bieten hat – einmal in der Orchesterversion, einmal in der von Bearbeitern erstellten Klavierfassung.

Allein bei den Sopranen der allerersten Reihe konkurriert die Litauerin mit Kirsten Flagstad, Elisabeth Schwarzkopf, der seelenvollen Schweizerin Lisa della Casa, Gundula Janowitz, Anna Tomowa-Sintow, Lucia Popp, Jessye Norman, Soile Isokoski, Renée Fleming, Anja Harteros. Und mit dieser illustren Kolleginnen-galerie kann sie mit ihrer unruhigen, weissfarbigen Stimme gar nicht mithalten. Zu dürr, zu fahl, zu monochrom, zu flackrig klingt Asmik Grigorian, wo sie doch cremige Bögen schlagen, sanft verhangene Höhen mit Strahlentönen anklingen lassen müsste.

Bei ihr wirkt dieses resignativ-zärtliche Ausklingen des straussischen Erdendaseins als letzte Hommage an seine singende Gattin nur fade, erkämpft, uninteressant. Gut, in der Klavierfassung, mit dem Salzburger Intendanten Markus Hinterhäuser am dauerklirrenden Flügel,

### *Sie wandelt auf dem schmalen Grat zwischen vokaler Entäusserung und noch kontrollierter Ekstase.*

wird das Liederquartett noch erbarmungslos analytisch auf den grell neonbeleuchteten Seziertisch gelegt – ohne tiefschürfende Deutungserkenntnis. Aber im Vergleich mit der feinwattierten Klangeinbettung durch das Orchestre Philharmonique de Radio France mit seinem aufmerksamen Chef Mikko Franck am Pult wirkt ihr Gesangspart nur anämisch und eintönig. Sehr ungenügend, das.



## Jazz

### Tiefe Wurzeln, weiter Horizont

Peter Rüedi

James Brandon Lewis Quartet (Aruán Ortiz, Brad Jones, Chad Taylor): Transfiguration.  
Intakt CD 400

Wer ins Unbekannte aufbricht, muss wissen, woher er kommt. Alle grossen Avantgardisten des Jazz, auch die Protagonisten des Free Jazz, kommen aus einer Tradition: Cecil Taylor bewunderte Duke Ellington, John Coltrane ist in seinen Anfängen ohne Dexter Gordon oder Yusef Lateef so schwer denkbar wie Ornette Coleman ohne Charlie Parker.

James Brandon Lewis, geboren 1983 in Buffalo und seit ein paar Jahren der angesagte Tenorsaxofonist, ist einer, der das Risiko nicht scheut und gern mal in freie Passagen ausbricht. Aber er ist auch ein bekennender «Traditionalist», nicht nur in Bezug auf die Neuerer von gestern, sondern, als Sohn eines Pastors, auf den Urgrund spiritueller schwarzer Musik, den Gospel. Auch die profane Basis schwarzer Musik, Blues und Soul, ist in seiner Musik als magmatischer Untergrund präsent. Entsprechend weit ist deren Horizont. Die Intensität und Dringlichkeit seines Tenors steigert sich oft ins Hymnische. Daneben hat er, ein Abenteurer dynamischer Temperaturstürze, nicht nur eine Vorliebe für komplexe, mal kantige, mal rollende Rhythmik, sondern auch einen Hang zum Lyrischen und Subtilen. James Brandon Lewis ist ein Meister vieler Gemütslagen. Seine Musik ist mächtig, heftig und komplex, aber sie ist auch anrührend und mitreissend.

Wie ein Regisseur von Format weiss, dass er auch die kleineren Rollen mit Spitzenschauspielern besetzen muss, will er nicht das Ganze gefährden, präsentiert Lewis' jüngstes Album «Transfiguration» das vertraute Quartett mit Partnern auf seiner Augenhöhe. Von Nebenrollen allerdings keine Spur, von einer Rhythmusgruppe im traditionell zudienenden Sinn. Der Kubaner Aruán Ortiz ist, ganz jenseits aller Karibo-Klischees, ein Pianist mit grosser Wasserverdrängung und offenen Ohren für anderes als die eigenen Erfindungen; Brad Jones gelegentlich auch auf dem gestrichenen Kontrabass eine mächtig singende Gegenstimme im kontrapunktischen Untergrund; und Chad Taylor, schon Lewis' Partner beim grossartigen Duo-Auftritt in Willisau 2019, ist der konstante Feuerwerker, perkussive Unruhestifter und Animator am Schlagzeug. Alle sind sie Lewis' Wahlverwandte als Grenzgänger zwischen freiem und traditionellem Jazz. Insgesamt ist dies eine der kompaktesten und lebendigsten Formationen im zeitgenössischen Jazz.



*Symbol westlicher Dekadenz:* ehemalige Residenz des Schahs Muhammad Reza Pahlavi in Teheran.





## UNTERWEGS

# Alles Gold, was glänzt

*Alberto Venzago*

Im Frühling 1983 bereise ich drei Monate lang den Iran für eine Reportage über das Land im islamischen Aufbruch. Per Anhalter. Dazu muss ich mich im «Ministerium für Information» registrieren und bekomme einen Aufpasser, der mich begleitet.

Dieser entscheidet, was ich fotografieren darf und was nicht. Er ist jung, wissbegierig und schüchtern.

«Wie kannst du ohne deine Familie hier sein?»

«Ich arbeite.»

«Und du lässt sie einfach zurück?»

Am letzten Tag besuche ich die ehemalige Residenz des Schahs Mohammad Reza Pahlavi, der in den westlichen Medien vor allem auf ein Leben in Saus und Braus mit seiner Frau Farah Diba reduziert worden war.

Nach dem Sturz des Monarchen verwandelten die geistlichen Führer unter Ajatollah Chomeini das Prunkstück Anfang der 1980er Jahre in ein Museum, um der islamischen Bevölkerung die westliche Dekadenz vorzuzeigen.

Anstatt livrierter Diener schlurfen jetzt Schulklassen mit offenen Mäulern durch die goldenen Hallen.

Als Museumsführer dienen die jugendlichen Pasdaran, die iranischen Revolutionswächter. Sie stehen mit schussbereiten Gewehren überall herum.

### Wie Frank Zappa

Mich interessiert vor allem das Schlafzimmer des Schahs – und die Toilette. Und jetzt stehe ich davor: Halleluja! Goldene Wände. Goldene Kloschüssel. Goldener Klodeckel. Goldenes Lavabo.

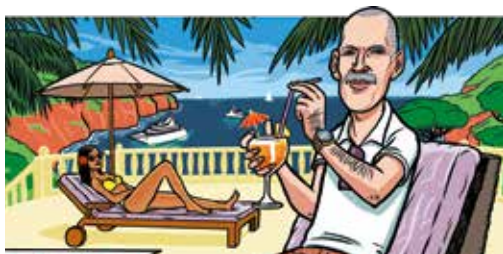
In meinen Gedanken sehe ich das Poster von Frank Zappa, wie er mit heruntergelassener Hose auf dem Klo sitzt. Dieses Bild ist eine Ikone der 1960er Jahre. Es hing in jeder WG-Toilette. Weltweit.

Ich strecke einem verdutzten Pasdaran meine Leica entgegen und bitte ihn mit einem Lächeln, ein Foto von mir auf dem goldenen Thron zu schießen. Schnell ist meine Hose unten, und ich sitze mit blödem Grinsen auf der heiligen Schüssel. Wie Zappa.

Leider ist mein Humor nicht seiner. Er tauscht blitzschnell meine Kamera gegen seinen SKS-Karabiner und will mich erschießen.

Jetzt muss ich dringendst aufs Klo. Angstschweiß, gemischt mit Durchfall. Mich erwartet die Besuchertoilette: ein Plumpsklo.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Wie ich ein Mann wurde

Mark van Huisseling

Ich hatte fast vergessen, dass die Schweiz noch eine Armee unterhält. Doch in den vergangenen Wochen bekam man reichlich *reminders*, Erinnerungen, daran, falls man Zeitungen liest – «Milliarden-Lücke bei der Armee?» lautete eine fragende Überschrift des *Blicks*. Oder «Der Wiederaufbau der Schweizer Verteidigungsfähigkeit kostet 13 Milliarden Franken – doch wann das Geld verfügbar wird, ist unklar», stand in der *Neuen Zürcher Zeitung*. Mit anderen Worten: Wir haben noch eine Armee, und sie kämpft mit Zahlungsschwierigkeiten offenbar.

Früher war ich der Armee beziehungsweise dem Militärdienst gegenüber weniger indifferent. Vor vierzig Jahren (39, um genau zu sein) absolvierte ich die Rekrutenschule als Kanonier der Artillerie; am 4. Februar 1985 war ich in die Frühjahrs-RS genannte, siebzehn

*Einzelne militärische Merksätze liefern einen Erkenntnisgewinn, auch fürs private Leben.*

Wochen dauernde Grundausbildung nach Sion eingerückt. Ich fand den Dienstbetrieb mit strengen Regeln schwierig, für einen selbstbestimmten Freidenker, wie ich mich damals einschätzte. Weiter fielen mir Kameraden, die man sich nicht aussuchen konnte, mit denen man aber plötzlich einen Zwanziger-Schlag oder ein Biwak teilte, auf die Nerven. Zudem war es kalt im Mittelwallis, wenn man Tage und Nächte draussen verbrachte, um eine Haubitze aus den 1940er Jahren zu bedienen oder, noch mühsamer, zu bewachen. (Über die grossen unterliegenden Gebiete – Wehr-

pflicht, Waffendienst, bewaffnete Neutralität, also Gewalt, Tod, Krieg letztlich – habe ich noch nicht geredet.)

Doch am schlimmsten war der Spruch, den ich schon Monate, ach was: Jahre, zuvor zu hören bekam: «Im Militär machen sie dann einen Mann aus dir.» Oft von älteren Männern sowie Frauen, die selbst null Dienstage geleistet hatten, wie ich jeweils entgegnete (meinen Eltern zum Beispiel). Was genau einen Mann ausmacht, war bereits damals ein weites Feld (wenn auch einfacher zu betreten als heute). Jedenfalls forderte mich die Zeile heraus, und ich erklärte bei jeder Gelegenheit, die militärische Grundausbildung sei an mir spurlos vorübergegangen – worauf ich stolz sei.

Zumindest solange die Erinnerungen an Befehle, Putz- und Aufräumaufträge sowie Wachdienste (an Wochenenden!) noch frisch waren. Später begann ich zuzugeben, dass wenigstens der medizinische Crashkurs, der mir als Zugsanitäter verpasst worden war, einigermassen sinnstiftend gewesen sei. Sowie einzelne Merksätze tatsächlich einen kleinen Erkenntnisgewinn stifteten, auch fürs private Leben (darunter: «Ein Mann ist kein Mann», also für Wichtiges mindestens zwei Männer einsetzen, oder: «Zur Zeit ist zu spät, eine Minute zu früh ist zur Zeit»).

Was ich ferner lernte/vermittelt bekam: Was für Leute die sogenannte *Suisse profonde* bewohnen, bis heute ist meine Brücke zum besseren Verständnis der ländlichen, nicht-urbanen Schweiz ein Postbote aus Rüeggisberg mit Namen Zwahlen, Kanonier Zwahlen – van Huisseling und er waren oft zusammen eingeteilt, wegen der alphabetischen Nähe –, den ich sonst nie kennengelernt hätte. Sowie dass man als Mann, oder Soldat jedenfalls, nach einem Dreissig-Kilometer-Marsch (mit Gepäck) erst die Haubitze, dann das Sturmgewehr, schliesslich die Ordonnanzschuhe reinigt, und allenfalls danach sich selbst, je nachdem, wie wertvoll einem die verbleibende Ruhezeit im Schlafsack ist. Plus dass man eine verlorene Nähnaedel aus dem Mannsputzzeug zwar für schätzungsweise 20 Rappen kaufen und ersetzen könnte – aber nicht durfte. Stattdessen wieder zu finden hatte, andernfalls der ganze Zug (rund 25 Männer) nicht in den Ausgang durfte.

Machten solche Übungen einen Mann aus mir? Vermutlich nicht. Doch meine militäri-

sche Gesamterfahrung – RS und spätere Wiederholungskurse als Soldat – stellte einen Reality-Check dar (meinetwegen einer alternativen Wirklichkeit). Sowie vermittelte ein Bewusstsein dafür, dass es zwar intellektuell aufregend sein kann, Regeln zu hinterfragen sowie zu widerlegen. Dass es manchmal aber gescheiter ist, sie einfach einzuhalten.

Das Militär, wie geschrieben, war die längste Zeit nicht mehr auf meinem Radar. Doch die Armee könnte an Bedeutung wieder gewinnen, so sieht's aus. Der erwähnte Spruch hingegen dürfte ausgemustert bleiben – «Im Militär machen sie einen Mann/eine Frau/ein Divers aus dir» zieht irgendwie nicht.



## UNTEN DURCH

### Erikas Filme

Linus Reichlin

Kürzlich schaute ich mir im Zusammenhang mit meiner Schlaflosigkeit nachts um drei Uhr auf der Website «Erika Lust» Pornofilme an, die von Frauen für Frauen gedreht werden. Ich dachte, dass es mich vielleicht schläfrig macht, einem Mann dabei zuzusehen, wie er auf einer blühenden Wiese einer Frau stundenlang übers Haar streicht. Aber das Gegenteil war der Fall: Die Filme wühlten mich auf. Sie wühlten mich auf, weil sie mich völlig kaltliessen! Zum einen fand ich die filmische Beleuchtung der Körper kitschig: Frauen mögen offenbar Schatten auf Brüsten und Penissen, lange Schatten unter den Achseln und Unterlippen, die Schatten werfen. Ich war natürlich hundemüde, während ich mir das ansah, deshalb merkte ich erst nach einer Weile, dass viele der Schatten auf den nackten Körpern in Wirklichkeit Haare waren. Frauen mögen offenbar üppige Behaarung, sei es auf dem Kopf oder unterhalb

des Kopfs bis zu den Knöcheln. Haare, Schatten und weisse Bettlaken. Durchsichtige Vorhänge vor offenen Fenstern, durch die man ein Pferd sieht. Oder man sieht eine knorrige Eiche, oder es regnet, und der Mann liegt nackt auf einer kuschligen Strickdecke, und bedrohlich nahe neben ihm knistert ein Kaminfeuer, so dass mit Funkenflug gerechnet werden muss. Diese Funken könnten das üppige, wuschelige Haupthaar des Mannes entzünden oder seine grobkörnig gefilmte Schambehaarung, aber das erzeugt wahrscheinlich eine Spannung, die Frauen gefällt.

Meistens sind es schwächliche, jungenhaft wirkende Männer, Typus Romanistik-Student oder Reiseleiter in Ägypten. Oder Sohn der besten Freundin, der in Paris Fotografie studiert, was man an seinen schönen Händen sieht: Sie sind geschaffen, um kleine Knöpfchen zu drücken. Aber damit keine Missverständnisse aufkommen: Diese Männer, sobald sie auf den Strickdecken liegen, scheuen sich nicht, die Führung zu übernehmen. Sie packen nicht hart zu, aber ihr Griff ist fest und entschlossen. Zärtlichkeit und straffe Leine bringen sie kunstvoll ins Gleichgewicht. Man merkt beim Zuschauen, dass sie für diese Filme lange geübt haben, mit ihrer Nachbarin, ihrer Professorin, was weiss ich. Es ist schwierig, auf ästhetische Weise zu schwitzen, aber sie können das. Sogar ihre Hodensäcke sehen aus wie das Werk eines New Yorker Künstlers aus der Schule des Hyperrealismus. Wenn diese Hodensäcke während des Aktes überhaupt ins Baumeln kommen, dann so wohl-dosiert, als habe die Regisseurin ein Metro-nom hingestellt.

Aber jetzt zu den Frauen, die in Pornos für Frauen kinematografisch gesehen ein Problem darstellen. Regisseurinnen von Frauenpornos benötigen ein ganz anderes technisches Equip-

*Die weiblichen Konsumenten möchten sich mit allen beteiligten Personen eines Pornos identifizieren.*

ment als ihre männlichen Kollegen. Diese arbeiten mit Makro-Objektiven der Superlative, denn männliche Pornokonsumenten wollen sämtliche Aspekte der gezeigten Frauen in gestochen scharfer Nahaufnahme sehen. Jede Analfalte ist hier von grosser Bedeutung. Die

weiblichen Konsumenten hingegen möchten sich mit allen beteiligten Personen eines Pornos identifizieren und würden am liebsten auch noch die Beleuchterin, die Toningenieurin und den Pizzaboten sehen, der gerade sechs Margheritas für die Filmcrew bringt. Pornofilmerinnen benötigen deshalb Weitwinkelobjektive, damit die Zuschauerinnen das ganze Zimmer, die ganze Frau und den ganzen Mann sehen können.

Oder auf Deutsch gesagt: Die Frau, die gevögelt wird, ist für weibliche Betrachter genauso wichtig wie der Mann. Und natürlich wird vor, während und danach unglaublich viel geredet, damit man auch noch etwas über die Seelenwelt der Figuren erfährt. Wie gesagt: Ich war schockiert. Wie soll man als Mann gut schlafen in einer Welt, in der die Hälfte der Bewohner sexuell so völlig anders funktioniert?



## SEX Neues Übungsfeld Dania Schifftan

*Liebe Dania, meine Freundin und ich senden uns gegenseitig gerne sexy Textnachrichten. Das macht uns an. Im Bett sind wir dann leider weitaus weniger mutig. Haben Sie uns einen Tipp, wie wir das ändern können?*  
S. A., Zürich

Wie schön, dass Sie sich gegenseitig solche Nachrichten senden, um sich anzumachen. Sexy Nachrichten gehören zum Vorspiel, und viele Menschen trauen sich gar nicht, sich so zu zeigen. Wie Sie beide nun auch bemerkt haben, bedeutet die Ankündigung auf dem Handy nicht automatisch, dass Mann oder Frau auch den Mut hat, das Geschriebene zu Hause um-

zusetzen. Wer eine sexy Handlung in Worte fassen kann, kann sie noch lange nicht tun. Es ergibt keinen Sinn, dass Sie sich deswegen kleinmachen. Sehen Sie es als neues Übungsfeld! Fragen Sie sich, was schwierig daran ist, das Geschriebene in die Tat umzusetzen. Wo

*Wo könnten Sie beim nächsten Mal frecher oder fordernder sein?*

wären Sie gerne auch im Bett noch direkter? Wo würden Sie gerne die Initiative ergreifen? Wo könnten Sie beim nächsten Mal frecher oder fordernder sein? Schlüpfen Sie dazu gerne in eine Rolle, in der Sie sich ausprobieren können, und geben Sie sich die Erlaubnis zu scheitern. Nicht immer kommt das, was wir uns so schön ausmalen, beim Partner gut an. Auch beim Schreiben von sexy Nachrichten fällt die Anmache nicht immer auf lustvollen Boden. Letztendlich geht es immer darum, zu schauen, welche Reaktion unser Handeln beim Gegenüber hervorruft – egal, ob im Chat oder im Schlafzimmer. Haben Sie Mut zum Risiko, auch wenn er vielleicht nicht immer belohnt wird. Das Schreiben von Textnachrichten beinhaltet eine gewisse Distanz, wir müssen nicht sofort umsetzen, was wir ankündigen. Das gibt uns eine Sicherheit, die wegfällt, wenn es tatsächlich so weit kommt. Doch wenn Sie das erleben wollen, was Sie im Chat anmacht, dürfen Sie sich mit Haut und Haar ins echte Abenteuer stürzen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an  
dania@weltwoche.ch



# Ein Gespenst geht um



Das grosse Etwas: der Mittelstand.

Die Kaufkraft hat die letzten Wahlen mitentschieden, und die Abstimmung über die Altersvorsorge dürfte der Schlager des Jahres sein. Mittendrin: die ächzende anonyme Masse, von links gerne im Soziologie-Sprech als «die Menschen» benannt, von rechts lapidar als «Leute» tituiert. Konjunktur hat die ökonomische Kategorie, in der die «Menschen» und die «Leute» zusammengefasst werden: der

sogenannte Mittelstand. Alle gehören irgendwie dazu: von Milliardären bis zu Minimallohnempfängern.

Dieser Mittelstand tritt auf der Stelle, die soziale Mobilität ist zusehends eher sklerotisch als geschmeidig. Die Rhetorik der politischen Akteure klingt in diesem Umfeld fürsorglich-pejorativ. «Mitnehmen» müsse man die «Leute» und «zu den Menschen

schauen». Es liegt wohl in der Psychopathologie der Politik in freudscher Manier, dass man im Nachbarland Deutschland die Altkanzlerin «Mutti» nannte. Ein emanzipatorischer Akt wäre, dass «Menschen» zu Bürgern werden.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

**PEANUTS**  
by  
Schulz



# Gelebte Geschichte

Bern braucht Geld und verkauft das Schloss Münchenwiler. Ganz aus der Hand gibt es der Staat allerdings nicht.

Vier potenzielle Käufer gebe es, die sich um Schloss Münchenwiler bemühten, meldete das Schweizer Fernsehen Ende Januar. Zu haben ist die uralte Liegenschaft für 2,5 Millionen Franken. Wie so oft entstand auch dieses Schloss auf dem Areal eines Klosters, das die Reformation nicht überstand. Um 1530 herum ging es kurz in Staatsbesitz über, 1535 erwarb es der Berner Schultheiss Hans Jakob von Wattenwyl, der es zum Herrschaftssitz umbaute. 1668 kaufte es die Familie von Graffenried. Dionys von Graffenried (1815–1886) errichtete, nachdem er seiner Frau zuliebe zur römisch-katholischen Kirche übergetreten war, auf dem Gelände eine Schlosskapelle mit Apsis. 1943 ging das Grundstück wieder an den Staat.

Weil der Kanton Bern, der für Renovationen in den letzten zehn Jahren 7,5 Millionen Franken ins Schloss gesteckt hat, Geld braucht, soll es nun wieder in private Hände gelangen. Allerdings nicht ganz, denn Schloss Münchenwiler wird im Baurecht veräussert. Das heisst, dass der Boden im Eigentum des Kantons bleibt, während der Käufer das Gebäude und das Nutzungsrecht erwirbt. Die Baurechtsdauer ist

auf neunzig Jahre angesetzt. Weiter bedeutet das auch, dass die neue Schlossherrschaft dem Kanton einen jährlichen Zins von 50 000 Franken schuldet.

## Nicht für Oligarchen

Doch auch bei der Nutzung hat ein neuer Besitzer nicht einfach freie Hand. Es gibt baurechtliche Vorschriften und denkmalpflegerische Auflagen. Im Moment betreibt das Schloss neben einem Hotel und einem Restaurant auch Sakral- und Schulungsräume, die der Öffentlichkeit weiterhin zugänglich sein müssen. «Wir können es keinem Oligarchen verschern, der einen Drei-Meter-Stromzaun darum herum baut», sagte Christoph Neuhaus, Baudirektor des Kantons, in einem Interview mit dem Schweizer Fernsehen.

Münchenwiler ist eine kleine Gemeinde mit gut 500 Einwohnern im wunderbaren Seebezirk in der Nähe von Murten, allerdings nicht im Kanton Freiburg, sondern in einer Berner Exklave gelegen. Um wen es sich bei den Interessenten für das Schloss handelt, sagt der Kanton nicht, im zweiten Halbjahr will er den neuen Schlossbesitzer aber bekanntgeben.



THIEL

## Quotenschwarz

**Kulturbeamter:** Sie müssen eine der Hauptrollen mit einem Schwarzen besetzen.

**Regisseur:** Es ist ein Historiendrama und spielt am englischen Königshof.

**Dramaturg:** Ich könnte einen schwarzen Diener oder Sklaven einbauen.

**Kulturbeamter:** Der Schwarze muss den Weissen gleichgestellt sein.

**Dramaturg:** Das ist ja Geschichtsklitterung!

**Regisseur:** Sonst noch was?

**Kulturbeamter:** Eine der Hauptfiguren sollte schwul sein.

**Regisseur:** Soll eine der Hauptrollen mit einem schwulen Schauspieler besetzt werden, oder soll die Figur schwul sein?

**Kulturbeamter:** Die Figur natürlich.

**Regisseur:** Gut, dann lassen wir den Schwarzen den Schwulen spielen.

**Dramaturg:** Ist das nicht rassistisch?

Ausserdem geht es in diesem Drama nicht um Probleme von Schwulen!

**Kulturbeamter:** Schwule sollen auch keine Probleme haben, sondern nur vorkommen.

**Dramaturg:** Wenn Schwule vorkommen, muss die Handlung mit Problemen von Schwulen zu tun haben.

**Regisseur:** Wir haben drei Hauptrollen: den König, die Königin und den Bruder des Königs.

**Kulturbeamter:** Gut, dann ist der König schwul und sein Bruder schwarz oder umgekehrt.

**Dramaturg:** Vom dramaturgischen Standpunkt aus müsste der König dann ein Verhältnis mit dem Bruder haben.

**Kulturbeamter:** Prima, dann ist der schwarze Bruder ebenfalls schwul.

**Dramaturg:** Das nächste Historiendrama handelt von den Machtkämpfen zwischen SS und SA im Dritten Reich. Müssen da dann schwule schwarze Nazis vorkommen?

**Kulturbeamter:** Das wäre wünschenswert. Und einige davon sollten jüdisch sein.

Andreas Thiel



Berner Exklave: Schloss Münchenwiler.



Auto-Schweiz-Chef **Andreas Burgener**,  
Unternehmer **Rolf Galliker**, Tochter **Corinne**.



Mit **Elan**: **Frank M. Rinderknecht**, Gattin  
**Michèle**, **Serge Gachot**, **Hans Leutenegger**.



Vor dem neuen **R5**:  
Renault-Markenchefin **Claudia Meyer**.



**Rot bestimmt**:  
Rega-Fachmann **Adrien Paillard**.



**Neue Führung**: Präsident **Alexandre de Senarclens** (M.), Direktor **Sandro Mesquita** (l.)  
und **Lionel Zimmer**, Chef der Ausstellerkommission, in der Palexpo-Halle.

## BEI DEN LEUTEN

# Genfer Zuversicht

Der Autosalon feiert nach vier Jahren Pause  
in kleinerer Form sein Comeback.

*André Häfliger*

**D**as Echo der Prominenz am 100. Salon (bis 3. März) war durchwegs positiv. «Toll, dass es dieses Autofest wieder gibt. Es fehlte etwas in Genf», sagte der am Genfersee wohnhafte Unternehmer **Hans Leutenegger**. «Auch wenn grosse Marken wie Mercedes, Audi, Volkswagen oder BMW fehlen, ein Neuanfang ist gemacht», ergänzte **Marcel Guerry**, CEO Schweiz von Autogigant Emil Frey. Mit sechzehn war Guerry 1978 das erste Mal am Genfer Salon. **Alexandre de Senarclens**, seit Juli 2023 Salon-Präsident: «Unser Event muss dieses Jahr nicht unbedingt grandios werden. Entscheidend ist, dass er stattfindet.» Nach vier Jahren Pause backt man in den Palexpo-Hallen in Sachen Autosalon also vorerst kleinere Brötchen. **Peter Grünenfelder**, Nachfolger von Albert Rösti als Präsident von Auto Schweiz: «Der Genfer Salon hat sich gut aufgestellt. Auf dieser Basis kann man aufbauen.»

Gut so, denn der vom Luzerner **Rudolf Huser** während 32 Jahren geprägte Salon ist eine der wichtigsten Automessen der Welt. Seit vier Jahren ist der frühere Publicis-Werbemann **Sandro**

**Mesquita** Chef der angesehenen Autoshow. «Wir sind froh und stolz, dass der Salon wieder steht», sagt er. «Alle unsere Mitarbeitenden sind top motiviert.» Der Salon war in den letzten Jahren in eine gefährliche wirtschaftliche Krise gerutscht. Das Aus konnte gerade noch verhindert werden. «Ich finde es wichtig, dass es die Genfer Autoshow wieder gibt», sagte **Karl Bieri**, Präsident der Auto Zürich (7. bis 10. November in der Messe Zürich). Von verschiedenen Genfer Exponenten wurde Bieris Car Show in früheren Jahren belächelt. Jetzt sagt Bieri: «Es gibt keinerlei Ressentiments. Schliesslich sind jetzt andere, neue Leute am Ruder. Ich wünsche viel Glück!»

Beeindruckt zeigte sich auch Jura-CEO **Emanuel Probst**: «Als regelmässiger Besucher freue ich mich, dass es den Genfer Automobilsalon wieder gibt. Die Augen von Autofreunden und Medien sind wieder ganz auf Genf gerichtet. Für die Aussteller ist diese Plattform eine riesige Chance.» Und E-Mobilität wird immer wichtiger. Der Luzerner Transportunternehmer **Rolf Galliker**: «Hundert unserer 1300 Lastwagen werden inzwischen elektrisch angetrieben.»



*Interessiert:* W. Kopplin (l.), Geschäftsleitung Emil Frey, Vorsitzender G. Schürmann.



*Zwei Ladys bei Kimera:* Repräsentantinnen Alexandra und Daniela aus Mailand.



*Im Aufwind:* Microlino-Mitbesitzer Oliver Ouboter.



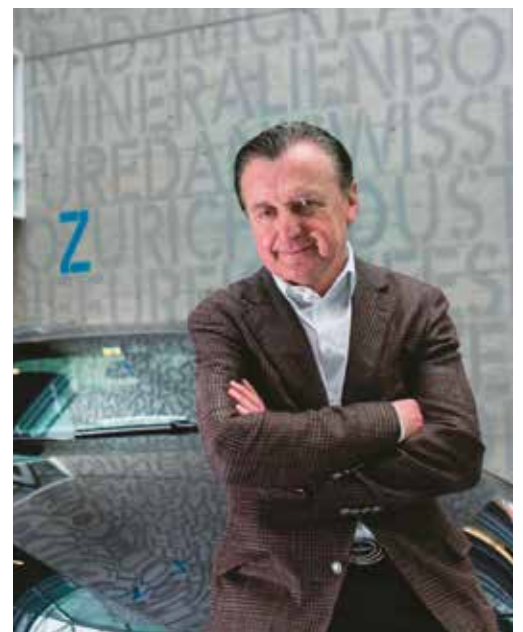
*Marcel Guerry, CEO Emil Frey Schweiz, mit Digitalchef Philipp Rhomberg.*



*Im Gespräch:* Tatiana Molcean mit FIA-Präsident Jean Todt.



*Gefragter Oldtimer in Genf:* Maybach Zeppelin DS 8.



*«Wichtig, dass es die Genfer Autoshow wieder gibt»:* Auto-Zürich-Präsident Karl Bieri.

## Freigeist am Herd

**Restaurant An**, Uraniastrasse 20, 8001 Zürich;  
Tel. 044 243 90 20; Sonntag und Montag  
geschlossen

Das entscheidende Element, das ein Gericht oder einen Küchenstil von der Qualitätsstufe sehr gut auf die Stufe hervorragend hebt, ist letztlich der individuelle Ausdruck des Kochs. Gute Küche geht über die fehlerlose Zubereitung sorgfältig ausgewählter Produkte hinaus. Sie ist im besten Fall so unverkennbar wie die Songs einer bestimmten Band. Hin und wieder bekomme ich etwas aufgetischt, was mich nicht nur geschmacklich, sondern auch emotional berührt. Wenn ein Gericht nicht nur ausgezeichnet schmeckt, sondern wenn es auch eine Vorstellung von der Persönlichkeit des Autors, in diesem Fall des Kochs, vermittelt. Die letzte Begegnung dieser Art hatte ich im



ersten Stock des Restaurants «An» im Zentrum von Zürich. Das Restaurant ist das ambitionierte Projekt der gebürtigen Chinesin Yifei Ledermann und ihres Mannes Marc. Für das Angebot im Erdgeschoss haben sie mit Marcus G. Lindner eine Koryphäe engagiert, und für den Fine-Dining-Bereich ist seit kurzem der talentierte Oscar de Matos zuständig.

De Matos ist ein Freigeist am Herd, dessen aromatische Kombinationen mit dem Herzen eines Punkmusikers komponiert werden. Die

Harmonien, die daraus entstehen, sind oft rau, aber dennoch auf sehr eigenwillige Art melodisch. Die ersten Kleinigkeiten lassen schon erahnen, dass hier gleich Grosses passiert, und der laktofermentierte Kohlrabi mit Buttermilch, Kaffir-Limetten-Öl und Chipotle-Ketchup mit Salzcaramel ist bereits so ungewöhnlich wie grandios. Der Brotgang – eine Sauerteig-Brioche mit fermentiertem Honig – gehört zum Besten, was mir in dieser Beziehung jüngst aufgetischt wurde.

Oscar de Matos' Gerichte sind so geschmackstark wie unvergleichlich. Der Hauptgang aus grillierter Perlhuhnbrust, geschmortem Schenkel in einem Shiso-Blatt, XO-Sauce sowie einer hinreissenden Beurre blanc zeigt ausserdem, dass der 41-Jährige auf allen ihm zur Verfügung stehenden Instrumenten virtuos spielt.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

## WEIN / PETER RÜEDI

### Fein ziseliertes Hammer

**Dominio del Bendito (Antony Terry):**  
Las Sabias 2021 Toro DO. 16,5%. Gerstl,  
Spreitenbach. Fr. 27.90 (bis Ende März,  
danach Fr. 31.–). [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)

Achtung: Dies ist kein Wein für die zarten Gemüter der zurzeit anwachsenden Light-Fraktion. Nichts für Pfarrerstöchter, hätte man in Zeiten gesagt, als noch keine Gender-Sprachpolizei dem Volksmund die direkte Rede verbot. Wobei: Unter den paar Pfarrerstöchtern meiner Bekanntheit sind welche, die einen Seemann locker unter den Tisch trinken.

Nebensächlich, wie auch eine Fehlleistung meinerseits. Den Namen der Domäne, die der Franzose Antony Terry seit 2004 in der relativ jungen spanischen Appellation Toro bewirtschaftet, las ich im ersten Moment als «Dominio del Bandito», den «Bendito», den Gesegneten in sein Gegenteil verkehrend. Allerdings ist Terry tatsächlich der Rebell und Aussen-seiter, der er als Zugezogener im kleinsten Weingebiet in der Region Kastilien-León ohnehin ist. Als solcher hat er ein



geschärftes Sensorium für die alten Werte seiner neuen Heimat am Ufer des Duero.

Schon im Mittelalter war das Gebiet Toro bekannt für seine schwarzen, tiefen, alkoholreichen Rotweine aus Tinta de Toro, wie Spaniens berühmteste Sorte, Tempranillo, in der Gegend um den kleinen Ort Toro unweit der Stadt Zamora heisst. Terry begeistern wurzelechte alte Rebstocke, zum Beispiel in den sandigen Böden der Lage Pago la Jara, woher der «Las Sabias» stammt. In denen hatte die Reblaus nie eine Chance.

Und Terry setzt die Tradition der wuchtigen Tempranillos fort. Entgegen den Vorschriften des Toro-Konsortiums, welche die Alkoholobergrenze bei 15% festsetzen, gestattet er sich mit seinem «Sabias» satte 16,5%. Das ist, vulgär ausgedrückt, ein Hammer. Und wieder einmal

die erfreuliche Lektion, dass ein Wein den Alkohol hat, den er produziert. Oder braucht.

In Zeiten, in denen puristische Anbeter schlanker Weine schon bei einer Affiche von 12,5% das Kreuz schlagen, kommt dieses unverschämte Schwergewicht von Terryns «Dominio del Bendito» gerade recht. «Las Sabias» ist eine gewichtige, tiefgründige, aber durchaus subtile Kreation. Schwarze Früchte (reife Kirschen, Pflaumen, Brombeeren), Lakritz, eine Spur Lebkuchen, Tabak, ein Hauch Vanille von den sechzehn Monaten in den Barriques – all das ist, wenn auch nicht in solch eleganter Balance, von einem Wein dieser Gewichtsklasse zu erwarten. Die Überraschung (oder eben die Lektion) ist die Frische. Terry weigert sich, durch *vendemmia praecox*, «verfrühte Lese», mehr Säure und weniger Alkohol zu erreichen. Die sogenannte phenolische Reife der Trauben ist ihm wichtig. Sein «Las Sabias» ist Natur pur, und zu der gehört selbstverständlich der hohe Alkohol.

Ein gut gemachter Blauburgunder aus dem Klettgau mit 12% kann grossartig sein. Ein Tempranillo, lehrt uns dieses Beispiel, mit 16,5% auch.



# Gesetze der Strömung

Der Hyundai Ioniq 6 ist eine auffallende Erscheinung und eine beeindruckende Elektrolimousine.



**D**ass es mit der Elektromobilität etwas anspruchsvoller wird als vielleicht zunächst gedacht, zeigt sich gerade an allen möglichen Stellen. Es ist – diese kühne Prognose wage ich – eine Frage der Zeit, bis sich die Erkenntnis durchsetzen wird, dass verschiedene Technologien benötigt werden, um die Menschen auch in Zukunft in Bewegung zu halten. Trotzdem gilt ein Satz meines Autofreundes T., der es so formuliert hat: «Das Elektroauto macht eigentlich fast alles besser als ein Verbrennermodell.»

Gemeint sind insbesondere der Fahrkomfort, die angenehme Seite der Lärmreduktion durch den geräuschlosen Antrieb und durchaus auch die Energieversorgung des Autos. Dann, vorausgesetzt, man hat zu Hause eine Ladestation, ist das Wegfallen der Tankstellenbesuche ein Gewinn an Lebensqualität.

Zu den Nachteilen, die Elektroautos unbestreitbar haben, gehört ihr grosses Gewicht. Hochvoltbatterien, die hohe Reichweiten garantieren, wiegen rund eine halbe Tonne. In der Gesamtrechnung mindert das natürlich die Energieeffizienz, und da sich der Strom infolge zweifelhafter politischer Weichenstellungen bereits zum raren Gut entwickelt hat, kommt es darauf umso mehr an.

Beim Hyundai Ioniq 6, den ich zurzeit fahre, hat man diese Herausforderung sehr elegant gelöst. Indem die Designer und Entwickler das Auto konsequent den Gesetzen der Luftströmung angepasst haben, wird ein optimaler Widerstandswert von 0,21 cw erreicht. Dabei helfen die stromlinienförmige Karosserieform, die gesteuerten

Luftklappen an der Front, sogenannte *air curtains*, und Radhausverkleidungen sowie ein glatter Unterboden. Am Heck schliesslich optimiert eine Art optisch-funktionale Doppelmassnahme aus Diffusor und einem auffälligen Spoiler mit integriertem LED-Pixel-Licht den cw-Wert.

Nach einem ähnlichen Prinzip sind auch die beiden Mercedes-Modelle EQE und EQS gestaltet, wobei im Vergleich dazu der Hyundai ein wenig technizistischer erscheint. Überhaupt ist das koreanische E-Auto mit so ziemlich allem ausgestattet, was moderne (Elektro-) Autotechnik möglich macht: 800-Volt-Ladesystem mit bis zu 350 kW Ladeleistung, dazu umfangreiche Assistenz- und Komfortsysteme machen den Ioniq 6 zu einem sehr attraktiven Fahrzeug in dieser Klasse. Beim Preis-Leistungs-Vergleich schneidet der Hyundai gegenüber der europäischen Oberklasse-Konkurrenz hervorragend ab.

Im Hyundai Ioniq 6 unterwegs zu sein, ist ein ziemliches Vergnügen. Einziger trübender Faktor können die umfangreichen akustischen Warnungen sein, die in einer Kadenz auftreten, dass nicht immer sicher ist, wovor jetzt gerade gewarnt wird. Abgesehen davon, ist der Ioniq beste Werbung für die Vorteile der Elektromobilität.

#### Hyundai Ioniq 6 Launch Edition 4WD

Motor/Antrieb: Elektromotor, Allradantrieb, 1-Gang-Getriebe; Leistung: 325 PS / 239 kW; max. Drehmoment: 605 Nm; Hochvoltspeicher (Lithium-Ionen-Polymer): 77,4 kWh; max. Ladeleistung: 350 kW (DC); Reichweite: 583 km (WLTP); Verbrauch (WLTP): 15,1 kWh / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 185 km/h; Preis: Fr. 71 900.–; Testwagen: Fr. 72 750.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Bob, der Spülmeister

Tischgeschirrspüler Bob

Für Fr. 390.– in verschiedenen Farben erhältlich

Dass ein Geschirrspüler einmal hip werden könnte, glaubt wohl niemand. Dieses Tischgerät von der französischen Firma Daan Tech, ein Start-up-Unternehmen, das 2016 gegründet wurde, hat jedoch Potenzial. Der Spüler misst bloss 34 mal 49 mal 49 Zentimeter und sollte so eigentlich in jede Küche passen. Bisher steht er immerhin in über 70 000 Haushalten. Er wiegt 10,9 Kilogramm. Dazu schaut Bob, so heisst die Maschine, ziemlich putzig aus und reinigt auch ganz ordentlich. Bob kam 2020 in Frankreich auf den Markt und ist mittlerweile auch international erhältlich. Der Hersteller schreibt, dass es sich um den «weltweit schnellsten und kompaktesten freistehenden Geschirrspüler» handle. Er fasst und spült Geschirr für zwei Personen und – das ist das Faszinierende daran – braucht keinen Wasseranschluss. Wie bei einer Kaffeemaschine lässt sich ein Tank füllen. Es gibt Leute, die Bob auch zum Campieren mitnehmen. Das kann ganz praktisch sein, man muss einfach darauf achten, dass man den bunten Apparat nicht mit dem Kaffeematen verwechselt. Bobs schnellster Waschgang dauert zwanzig Minuten – und verbraucht bloss 2,9 Liter Wasser.

Daan Tech arbeitet indes schon an einem neuen Maschinchen: Ende dieses Jahres soll Joe, ein kompakter Ofen – eine Mischung aus Grill, Dampfgarer, Umluftbackofen und Mikrowelle, – die Küchen bereichern.

Benjamin Bögli

# Dodo, Sänger

Der 47-jährige Zürcher wählt links und glaubt an Gott. Der beste Ratschlag, den er bekommen hat, lautet: «Du musst deine Frau nicht verstehen, nur lieben.» Und er hat einen Song-Tipp.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Dodo:** Eine Auszeichnung oder Anerkennung zu kriegen, ist schön, aber «Ehre» gibt man sich immer selber!

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Dodo:** Du kannst alles sein/werden, was du willst.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Dodo:** Ich kann jeden Tag das machen, was ich liebe. Ich weiss nicht, wie ich noch mehr verdienen könnte!

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

**Dodo:** Es sind die Eigenschaften, welche ich auch an mir sehr schätze: Selbstliebe, Leidenschaft und Zielstrebigkeit.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Dodo:** Dass die Menschheit nichts lernt aus rechtspopulistischer Propaganda.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Dodo:** Vor drei Tagen. Ich habe mir eine Grippe eingefangen. Am zweiten Tag musste ich vor Schmerzen weinen, da ich wirklich nicht mehr schlucken konnte. Mein Rachen fühlte sich an wie von Schmirgelpapier aufgekratzt.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Dodo:** Menschen, die gerne strategisch denken und integer sind und Menschsein vor Kapital stellen.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Dodo:** Ja.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Dodo:** Links. Von AL über Grün bis zu SP.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

**Dodo:** Ein Gentleman schweigt und geniesst.

**Weltwoche:** Welches Lied können Sie immer wieder hören?

**Dodo:** Momentan ist es «Holy Ghost» von Omah Lay.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Dodo:** Ich träume davon, meinen zum Musikstudio umgebauten Schiffscontainer nach Finsi zu stellen, um Songs zu produzieren. Finsi ist ein kleines Dorf im Norden von Ghana, wo Wiyaala herkommt. Mit Wiyaala habe ich zwei Songs aufgenommen und geschrieben für mein neues Album «Yopougou – Way Back Home», und ich finde sie grossartig.



«Wenn mich die Muse küsst»: Musiker Dodo.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Dodo:** Ich liebe meinen Körper. Meine Makel machen mich zum Unikat.

**Weltwoche:** Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

**Dodo:** Mit der Leichtathletin Mujinga Kambundji.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Dodo:** Ich liebe den Rausch, aber natürlich nie mit illegalen Substanzen.

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Dodo:** Mit dem Esel aus «Shrek».

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Dodo:** Du musst deine Frau nicht verstehen, nur lieben.

**Weltwoche:** Welchen Rat würden Sie dem fünfzehnjährigen Dodo geben?

**Dodo:** Vertraue, und sei selbstsicher. Du wirst alles kriegen, was du dir erwünschst.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Dodo:** Sicher.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganer?

**Dodo:** Weil ich zu gerne Käse habe.

**Weltwoche:** Was passiert, wenn wir sterben?

**Dodo:** Mich interessiert mehr, was vor dem Sterben passiert.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Dodo:** Alle Schweizer Radios müssen mindestens 30 Prozent Schweizer Musik spielen. Wenn sie mehr spielen, werden sie belohnt.

**Weltwoche:** Welches Talent hätten Sie gern?

**Dodo:** Ich würde gerne so freestylen können wie Lo von Lo & Leduc.

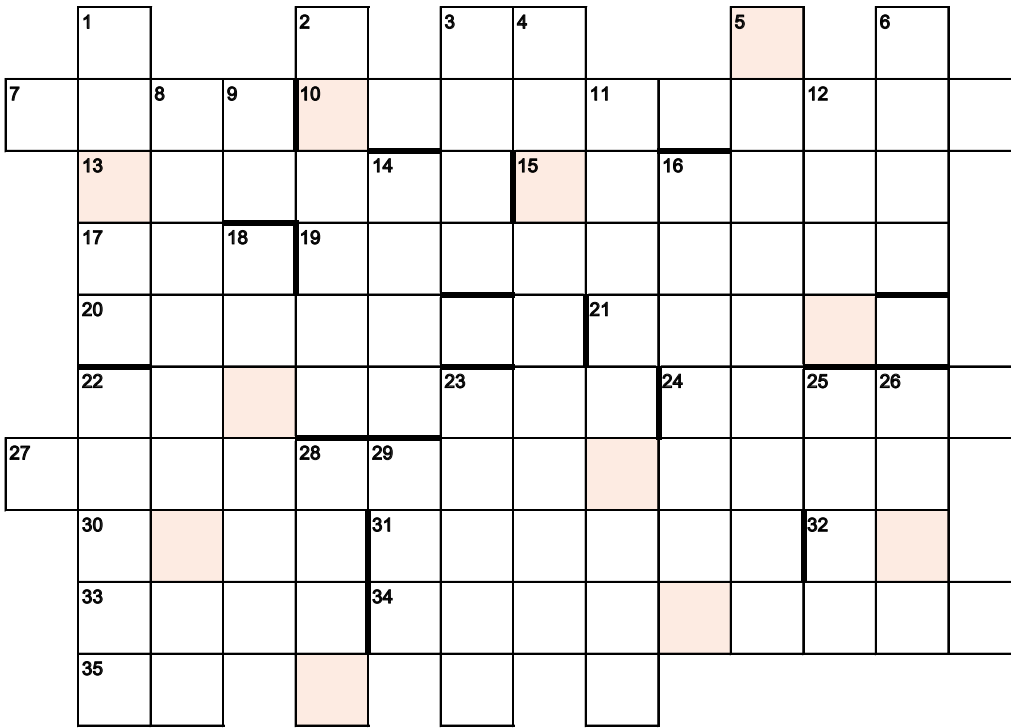
**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Dodo:** Mein Stiefvater. Er hat mir gezeigt, dass der Vater nicht zwingend auch der leibliche Vater sein muss, sondern der, welcher für die Familie da ist.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Dodo:** In dem Moment, wenn mich die Muse küsst und ein neuer Song entsteht.

Dodo ist Gastgeber der neuen Staffel von «Sing meinen Song – das Schweizer Tauschkonzert» – immer am Mittwoch um 20.15 Uhr auf 3+.



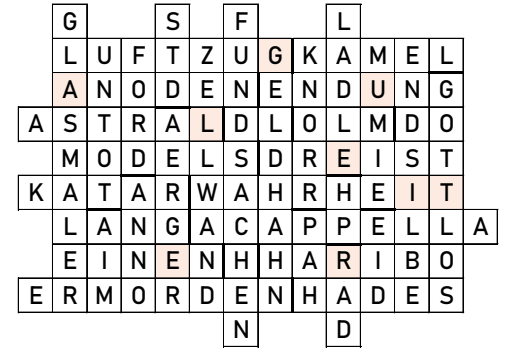
**Lösungswort** — findet in Speisewagen Verwendung?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 damit haben freie Bürger freie Fahrt 7 macht man manchmal Hals über Kopf 10 «Pipi riecht schlecht»? 13 damit werden Besucher in tierfreundlichen Haushalten begrüsst 15 manche sitzen dahinter, Kreuzworträtsler davor 17 steckt im Innern von Leihmüttern 19 poetisch-gepflegtes Flüssig-Placebo 20 zur Amperesekunde gewordener Physiker 21 ein kompliziertes Prozedere umfasst stets auch dies 22 vergiftetes obergäriges Bier? 24 bekannter Kaiser, dem nur wenig zum bekannten Kaiser fehlt 27 zum Frisieren von Statistiken wohl ungeeignet 30 Schöpfer von Pygmalion 31 nicht nur Lügen haben kurze Beine, sondern auch er 32 kurzer Gruss oder sehr kurzes Gekicher 33 Gring weiter westlich 34 Manufaktur, die Schneidwerkzeuge herstellt? 35 Band ohne Anfang und Ende

**Senkrecht** — 1 finden Londoner logischerweise logisch 2 wo Grundwasser zu Oberflächenwasser wird 3 Feind aller weissen Textilien 4 dem Hörensagen nach, gerade genug Material für ein Bleaching 5 Vertiefung in der Matratze der letzten österreichischen Kaiserin? 6 entstand aufgrund einer Erinnerung an Solferino 8 Genfer Art zu lauschen? 9 das Gegenteil von null, nicht mathematisch, sondern medizinisch 11 von einer Koraninsel stammende Spinnentiere? 12 zur Hawaiiigans verkürzte Helene 14 bedeutet dort: die man 16 womit norddeutsche Bauern die Strassen unsicher machen 18 Kartenspiel mit japanischen Trägerraketen? 22 Himmelsrichtung von einem Schweizer Fluss umgeben, liegt vom Wallis aus gesehen im Süden 23 damit hat man den Luftverkehr auf dem Schirm 25 ist in Fernsehreportagen zu sehen 26 wird einstimmig geträllert 28 ist nicht besonders modern, fährt aber windkraftgetrieben 29 kurzes Nachdiplomstudium

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 856**



**Waagrecht** — 5 LUFTZUG 10 KAMEL 13 ANODEN (an Oden) 14 ENDUNG (EN-Dung) 16 AST[RAL] 18 DL (Deziliter) 19 OLM 20 DO 21 MODELS 22 DREIST (drei st) 23 ALLEN MusKATARten 25 WAHRHEIT 27 LANG 29 ACAPPELLA 32 EINEN 33 HARIBO (Süssigkeitenhersteller) 35 ERMORDEN (ERM-Orden) 36 Fifty (S)HADES OF Grey

**Senkrecht** — 1 GLASMALER 2 STD 3 FUND-SACHEN 4 LADLE (engl. f. Schöpfkelle) 6 UNTOT 7 FORD («all I could afford» = engl. f. «alles, was ich mir leisten konnte») 8 Nach-AppenZELLWANDern 9 GELD-HAHN 10 KNORR 11 MU(sikakade)MIE 12 ENDSILBE 15 GOTTLOS 17 AERGER 24 ANNO 26 HP (horsepower, Druckerhersteller) 28 AIM 30 EuroPAHymnen 31 EIDgenossen 34 RAD

**Lösungswort** — GAULEITER



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

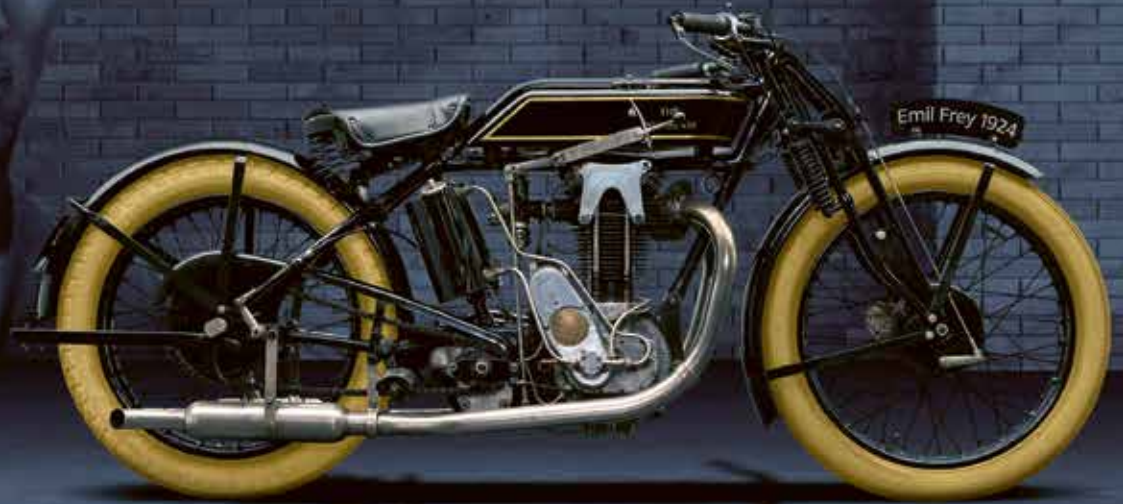


Seit 100 Jahren  
Fachmann für Ihre Mobilität

# 100 Jahre *Emil Frey*

Wir jubilieren. Sie profitieren.

1



100 Gewinne jeden Monat, 9 Monate lang: Herzlich willkommen beim grossen Emil Frey Jubiläums-Gewinnspiel! Beantworten Sie online unsere Wettbewerbsfragen und gewinnen Sie mit etwas Glück 1 von 100 Gutscheinen von Emil Frey. Gleich QR-Code scannen, mitmachen und gewinnen. Oder auf [emilfrey.ch/100](http://emilfrey.ch/100)

**Grosse Jahresverlosung im Oktober:  
1 von 12 Traumwagen 12 Monate gratis\* fahren**



\*inklusive Emil Frey protect Vollkaskoversicherung, exklusive Treibstoffkosten